



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das lebende Bild

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Das lebende Bild

John Sinclair Nr. 424

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 19.08.1986

Titelbild von Esteban Maroto

Sinclair Crew

Das lebende Bild

Es war exakt drei Minuten nach Mitternacht, als Robert Moor durch ein schrilles Heulen aus dem Schlaf gerissen wurde. Er jagte hoch, wollte die Nachttischlampe anknipsen und fegte sie in der Dunkelheit zu Boden.

Kopfschmerzen quälten ihn. Und das schrille Heulen schwang in seiner Erinnerung wie ein Echo nach. Wer hatte es ausgestoßen?

Ein Hund?

Nein, der heulte anders. Außerdem blieben die Hunde des Nachbarn des Nachts im Haus. Es mußte ein anderes Tier gewesen sein…

Robert Moor schwang seine Beine aus dem Bett. Er fuhr in die kühlen Pantoffeln und spürte auch die Kälte des Schlafzimmers, die ihn frösteln ließ.

Das Fenster lag an der Rückseite des Hauses. Jenseits des kleinen Gartens lief ein Weg entlang, danach begann der Hang. Dort wohnte sein »direkter« Nachbar.

Da war alles dunkel.

Ebenso wie auf der Straße, obwohl der dicke Schnee eine gewisse Helligkeit abgab. Die Laterne stand rechts vom Haus und warf ihren Lichtkreis auf die weiße Fläche. In ihrer Nähe parkte ein Wagen. Auf dem Dach lag eine dicke Haube.

Der Mann atmete tief durch. Erst jetzt war er richtig wach geworden, tappte zurück zum Bett und hob die Lampe auf. Als er sie wieder auf den Nachttisch gestellt hatte, merkte er, daß der Stecker aus der Dose gerissen worden war. Er stöpselte ihn wieder ein und hatte danach endlich Licht.

Nichts hatte sich verändert. Da stand der Schrank, die Kommode war auch vorhanden, und selbst die alte Waschschüssel hatte niemand weggenommen. Kein Einbrecher also, der sich im Haus aufgehalten hatte.

Trotzdem war Robert Moor vorsichtig. Er näherte sich der Tür auf leisen Sohlen, öffnete sie und schaute in die dunkle Diele. Manchmal spürt man, ob Menschen in der Nähe sind, auch Moor stand lauschend da, ohne einen Laut zu hören.

Vielleicht befanden sich Eindringlinge im Haus. Moorbesaß einige Dinge, die Einbrecher sehr wohl interessieren konnten, deshalb wollte er sich bewaffnen, bevor er den Raum betrat. Die Dienstwaffe, eine Pistole der Marke Walther, lag in der Schublade des Nachttisches. Robert Moor zog sie vorsichtig auf, nahm die Waffe heraus und warf sich dann seinen dünnen Morgenmantel über. Die Walther schußbereit in der Hand, betrat er die Diele. Ein rechteckiger Teppich dämpfte seine Schritte. Bis zur Tür war es nicht weit. Robert Moor kannte sich auch im Dunkeln aus. Er blieb für einen Moment an der Tür stehen und legte sein Ohr gegen das Holz.

Nein, er hörte nichts.

Sollten sich im dahinterliegenden Zimmer tatsächlich Einbrecher versteckt halten, so handelten sie profihaft. Durch kein Geräusch gaben sie sich zu erkennen.

Moor wußte auch nicht, ob *er* die Tür zugezogen hatte, jetzt jedenfalls war sie geschlossen.

Er drückte die Klinke nach unten, stieß die Tür auf, zog gleichzeitig die Waffe hervor und richtete die Mündung in den Raum, wobei er selbst auf der Türschwelle stehenblieb.

Es erfolgte kein Angriff!

Aber es war jemand im Zimmer. Er sah ihn nicht, dafür roch er den Schweiß.

Moor dachte wieder an dieses furchtbare Heulen, ging einen Schritt, schaute nach links – und sah die vier kalten, dennoch glühenden Punkte, die ihn anstarrten.

Das waren Augen.

Plötzlich rann eine Gänsehaut über seinen Rücken. Das Gesicht verzerrte sich, er griff zum Lichtschalter, doch so weit kam seine Hand nicht. Die beiden Augenpaare erschienen dicht vor ihm, er sah auch noch Schatten, dann fielen sie über ihn her.

Robert Moor starb einen fürchterlichen Tod, und niemand hörte sein Schreien…

***

Kommissar Mallmann sah das Grinsen seines Chefs und hörte sich dann seinen neuen Auftrag an. »Reisen Sie nach Nürnberg, und kümmern Sie sich mal ein wenig um den Tod des Kollegen Moor.«

Mallmann hob die Hand. »Soviel ich weiß, war der Oberkommissar bei der Kripo.«

»Na und?«

»Wir sind beim BKA.«

»Das macht doch nichts. Manchmal muß man die Kollegen eben ein wenig unterstützen.«

»Und das haben die gern?«

Der Kriminalrat hob die Schultern. »Was heißt gern? Ich möchte Ihnen nur noch etwas zeigen.«

Will Mallmann wurden Aufnahmen vorgelegt, die so schrecklich waren, daß sich ihm der Magen umdrehte. Er wurde bleich, in seinen Augen lag ein metallischer Glanz. »Mein Gott!« hauchte er nur.

»Das ist ja furchtbar.«

»Haben die Kollegen von der Kripo auch gedacht und sind über ihren eigenen Schatten gesprungen, als sie uns um Mithilfe baten. Ich habe an Sie gedacht.«

»Weshalb gerade an mich?«

»Mallmann, Sie sind unser großer Rätselauflöser. Ich habe mit dem Arzt geredet. Verletzungen, wie der Kollege Moor sie aufwies und an denen er letztendlich gestorben ist, sind nicht normal. Da muß jemand fürchterlich gewütet haben.«

»Ein Mensch?«

»Der Arzt glaubt nicht daran.«

»Wer war es dann?«

»Das, mein lieber Kommissar Mallmann, sollen Sie eben herausfinden. Gute Reise.«

»Ich danke.«

Und jetzt befand sich Will Mallmann in einer Stadt, die fast im Schnee erstickte. Dieser Winter war furchtbar. Er wollte einfach kein Ende nehmen.

Der Oberkommissar hatte nicht in der Innenstadt gewohnt, sondern ein wenig außerhalb, nördlich der Burg, wo es auch zum Flughafen ging. Auf der Höhe lag noch mehr Schnee, aber der mit Winterreifen ausgerüstete Manta schaffte auch diese Strecke.

Neben einem hohen Schneehaufen hatte der Kommissar seinen Wagen abgestellt. Es hatte zu schneien aufgehört. Die Dämmerung war angebrochen, und die Temperaturen waren weiter gefallen.

Der Schnee auf den Fahrbahnen war plattgefahren und glatt.

Oberkommissar Robert Moor hatte in einem kleinen Haus gewohnt. Ein Erbstück seiner Eltern. Er war geschieden gewesen, und seine Frau hatte nichts haben wollen. Sie war mit einem Industriellen verschwunden. Moor hatte seinen Dienst als Beamter immer gewissenhaft versehen. Mit der ruhigen Art eines Franken war er an die Fälle herangegangen und hatte die meisten von ihnen gelöst.

Der Beruf war sein Hobby gewesen, bis er nach der Scheidung auf die Idee gekommen war, Antiquitäten zu sammeln. Natürlich nicht die teuren, die waren für einen Beamten unerschwinglich, aber der Oberkommissar hatte sich ausgekannt und so einige Schnäppchen machen können.

Will Mallmann war allein. Er hatte noch kurz mit den ermittelnden Kollegen gesprochen, die sich sehr betroffen zeigten, und er hatte erfahren, daß im Haus nichts verändert worden war.

In der rechten Manteltasche des Kommissars steckte der Haustürschlüssel. Das Haus stand allein. Die Nachbarn wohnten ein Stück entfernt. Dazwischen lagen Gärten.

Kein Mensch ließ sich blicken. Nur am Ende der kleinen Straße wendete ein schneebedeckter Daimler, um rückwärts durch das offene Tor in eine Garage fahren zu können. Die Scheinwerferkegel strichen wie suchend über den Schnee.

Auf dem Haus lag eine dicke weiße Haube. Vom dunklen Dach war nur noch die Regenrinne zu erkennen. Wie lange Messer klebten die Eiszapfen daran.

Um das Grundstück betreten zu können, mußte Will ein kleines Tor aufschieben. Der Eingang lag an der linken Hausseite. Über der Tür schützte ein Dach ein kleines Treppenpodest. Auf den Stufen lag noch der in den letzten Stunden gefallene Neuschnee.

Auch die Spuren der zahlreichen Kollegen, die ein- und ausgegangen waren, konnte Will nicht mehr erkennen. Er stieg vorsichtig die Treppe hoch und hielt den Schlüssel bereits in der Hand. Er schob ihn in das Schloß, mußte ihn zweimal drehen, dann konnte er die Haustür aufstoßen.

Will betrat einen schmalen Flur. Im Haus selbst war es ziemlich kalt. Jemand hatte die Heizung abgestellt. Leise drückte der Kommissar die Tür hinter sich zu. Seine Fellmütze hatte er im Wagen gelassen. Er trug über dem Anzug den Thermomantel, ging in die kleine Diele und blieb an der untersten Treppenstufe stehen.

Es konnte Einbildung sein, aber er glaubte, Blut zu riechen.

Wieder dachte er an die gestochen scharfen Polizeifotos, die er gesehen hatte, und daran, daß auch ein Tier für die Tat verantwortlich sein konnte.

Es war klar, daß er nichts fand, dafür arbeitete die Spurensicherung einfach zu gut. Trotzdem wollte er sich im Haus umsehen.

Er fand eine Küche, eine Toilette, ein Zimmer, in dem der Kommissar Gäste untergebracht hatte. Dort standen nur ein Doppelbett, zwei Stühle und ein Kleiderschrank.

An den Fenstern sah er Eisblumen wachsen. Das erinnerte ihn wieder an seine Jugend. Früher, als es noch keine Heizungen gab, wuchsen oft Eisblumen an den Scheiben hoch, und Will konnte sich auch daran erinnern, oft mit der Zunge darüber geleckt zu haben.

Wie lange lag das schon zurück?

Der Tote war in der oberen Etage gefunden worden, und dort wollte der Kommissar hin.

Er verließ die kleine saubere Küche im Erdgeschoß und stieg die enge Treppe hoch. Man hatte früher platzsparend gebaut und die Stufen entsprechend steiler angelegt. Ein grünbeiger Teppich bedeckte sie in der Mitte.

Der Flur oben war ebenfalls schmal. Darüber befand sich noch ein Spitzbogen. Er konnte durch eine Luke betreten werden, die allerdings geschlossen war.

Mallmann sah drei Türen. Als er die erste öffnete, schaute er in das Bad. Ein viereckiger, fensterloser Raum, dessen Wände mit grünen Kacheln bedeckt waren.

Daneben, aber nur über den kleinen Flur zu erreichen, lag das Schlafzimmer. Auch dort hatten die Kollegen schon gearbeitet, aber im Prinzip alles so gelassen, wie es gewesen war. Will schaute auf das zerwühlte Bett. Robert Moor war in der Nacht ermordet worden. Irgend etwas mußte ihn geweckt haben, da war er aufgestanden und in den Wohnraum gegangen, wo es ihn dann erwischt hatte.

Dieses Zimmer interessierte den Kommissar besonders. Dort sah er auch den Schreibtisch, der zwar ebenfalls untersucht worden war, doch der Kommissar wollte noch einmal in den Unterlagen nachschauen. Möglicherweise fand er eine Spur, die seine Kollegen übersehen hatten.

Als er einmal kurz vom Schreibtisch aufsah, fiel sein Blick auf ein Bild.

Robert Moor hatte alte Sachen gesammelt. Keine sehr wertvollen Antiquitäten, aber er hatte auch ein Faible für Gemälde gehabt. An den Wänden hingen zahlreiche Ölgemälde von unterschiedlicher Größe und verschiedenen Motiven.

Die meisten konnte man getrost vergessen, bis auf das eine, das der Kommissar jetzt betrachtete.

Es war ein Bildnis des Schreckens.

Zwei gefährliche Monstren waren darauf zu sehen. Wilde Tiere mit mächtigen Krallenpranken, gorillaähnlichen Gesichtern und Muskeln, an denen der gute Arnold Schwarzenegger seinen Spaß gehabt hätte. Die Bestien hatten die Mäuler aufgerissen. Ihre beiden Zahnreihen leuchteten in einem kalkigen Weiß.

Sie standen auf dem Sprung. Irgendein Hindernis hatten sie bereits überwunden. Wahrscheinlich eine Tür oder ein Tor. Das Holz war herausgefetzt, und sie waren dabei, eine Flammenhölle zu verlassen. Ob das Feuer ihren Auftritt nun begleitete oder sie vernichten wollte, war leider nicht festzustellen.

Will Mallmann schluckte. Dieses Motiv hätte er nicht erwartet.

Wie war sein Kollege überhaupt dazu gekommen, sich ein solches Gemälde anzuschaffen?

Kopfschüttelnd stand Will Mallmann davor. Das Bild war gut zwei Meter hoch und strahlte einen gewissen Schrecken aus. Die Bestien waren so realistisch gemalt, daß sie aussahen, als würden sie jeden Augenblick auf den Betrachter zuspringen.

Will dachte wieder an die Worte des Kollegen. Er vergegenwärtigte sich die Bilder des Toten. Robert Moor war auf eine furchtbare Art und Weise ermordet worden, als hätten irgendwelche Bestien ihn in den Klauen gehabt.

Die Gestalten auf dem Bild paßten dazu.

Aber sie waren gemalt, nicht echt. Sie konnten den Mann nicht umgebracht haben.

Wenn man normale Maßstäbe anlegte…

Und gerade da wurde der Kommissar stutzig. Will Mallmann hatte in seinem Leben schon einiges mit- und durchgemacht. Er wußte, daß es rätselhafte Ereignisse gab, die man hinnehmen mußte, die aber kaum zu erklären waren, weil da ein Faktor die Verantwortung trug, den die meisten Menschen schon vergessen hatten oder nicht akzeptieren wollten.

Magie!

Hatte sein Chef ihn deshalb nach Nürnberg geschickt? Der Kriminalrat war ein alter Fuchs. Will konnte sich gut vorstellen, daß er hinter dem Mord mehr gesehen hatte als alle anderen, und der Kommissar nahm sich vor, das Bild untersuchen zu lassen. Allein konnte er es kaum aus dem Haus schaffen, man mußte ihm

Unterstützung schicken.
Zuvor wollte er es noch genau abtasten. Dazu ging er nahe an das Gemälde heran.
Seine Fingerkuppen fuhren über die Fläche. Er fing obenan, tastete sich weiter vor und fühlte eigentlich nichts, was für ein Ölgemälde ungewöhnlich gewesen wäre. Er ertastete wegen der ungleich aufgetragenen Farbe »Berge« und »Täler«. Er zeichnete die Konturen sehr genau nach und konnte schließlich nur die Schultern heben, da er nichts Unnormales entdeckt hatte.
Auch die zweite, vordere Gestalt der Bestien nahm er unter die Lupe. Die beiden Wesen standen hintereinander. Er strich über den Kopf, die Stirn, die Augen, die Ohren, das Kinn, die Schnauze…
Will Mallmann schüttelte plötzlich den Kopf. Etwas gefiel ihm gar nicht, war anders als sonst.
Er zog seinen Arm zurück und sah sich seine Hand an. Besonders die Kuppen des Zeige- und Ringfingers.
Dicht unter dem Nagel schimmerte etwas Rotes.
Mallmann nickte, er wußte Bescheid.
Das war Blut!

***

In den folgenden Sekunden stand er stocksteif auf dem Fleck und dachte nur nach. Ein kalter Schauer lief von seinem Nacken herab über den Rücken und wollte einfach nicht weichen.
Mallmann grübelte über eine Erklärung nach. Woher stammte das Blut? Es gab nur eine Möglichkeit. Es mußte von dem toten Kollegen sein. Aber wie war es auf das Bild gelangt?
Die Kollegen hatten die gröbsten Spuren beseitigt. Nur noch einige dunkle Flecken auf den Polstern der Sitze und auf dem Teppich zeugten davon, welch eine Tragödie sich hier abgespielt hatte. Aber wer hatte so grausam zugeschlagen?
Das war eine Frage, die der Kommissar nicht beantworten konnte. Er schaute wieder auf seine Fingerkuppen, hob dann den Blick und starrte gegen das Maul der ersten Bestie.
War sie es?
Hatte er hier auf dem Bild den Mörder des Oberkommissars vor sich? Will Mallmann atmete schwer aus, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Verdammt, verdammt, das wird schwer.« Er knetete seine Römernase und gab sich einigen Überlegungen hin. Wenn diese auf Tatsachen beruhten, dann hatten es die Bestien geschafft, das Bild zu verlassen.
Lebende Bilder? Gab es die überhaupt?
Normalerweise nicht, doch der Kommissar war kein heuriger Hase mehr. Er wußte mehr über gewisse Dinge und konnte sich durchaus vorstellen, daß auch lebende Bilder existierten, sofern sie magisch

beeinflußt worden waren.

Nicht umsonst zählte der Geisterjäger John Sinclair zu seinen Freunden. Und der hatte sich ebenfalls schon mit ähnlichen Phänomenen herumschlagen müssen. Manchmal waren Bilder oder Spiegel sogar die Einstiege in andere Dimensionen.

Der Kommissar sah sich das Gemälde noch einmal sehr genau an.

Vor allen Dingen die unmittelbare Umgebung der Schnauzen. Als er über sie strich, waren plötzlich alle Fingerkuppen mit der roten Flüssigkeit bedeckt.

Will bückte sich und schaute in die Schnauze. Sie war tatsächlich voll Blut.

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte Mallmann. »Verflucht, das ist nicht zu fassen.«

Also waren die Bestien die Mörder des Kollegen Robert Moor?

Will ging davon aus, aber wie sollte er das den zuständigen Beamten der kleinen Sonderkommission beibringen? Die würden ihn für blöd, für verrückt, einfach für unzurechnungsfähig halten. Was er da herausgefunden hatte, das konnte und durfte einfach nicht sein.

Und doch gab es für ihn keine andere Lösung. Er brauchte Unterstützung aus London. John Sinclair würde sich, wenn Will ihn anrief, sofort in den Jet schwingen und herdüsen.

Falls er überhaupt in der Stadt war.

Plötzlich erschrak der Kommissar, als er aus der unteren Etage ein Geräusch vernahm. Ein Schlag war es gewesen. Kurz und heftig, als hätte jemand die Tür zugedonnert.

Mallmann blieb nicht lange auf dem Fleck stehen. Zwei große Schritte brachten ihn bis zur Tür, die er zur Hälfte aufzog. Mit der rechten Hand holte er die Waffe hervor und richtete die Mündung in den düsteren Flur, bereit, sich notfalls zu verteidigen.

Wenn jemand das Haus betreten hatte, wer konnte es sein? Einer der Kollegen? Nein, der hätte sich anders bemerkbar gemacht.

Will Mallmann verließ das Zimmer. Er ging so leise wie möglich und blieb auf dem Flur stehen. Das Geländer lag direkt vor ihm, er konnte über den Handlauf hinweg in die Tiefe schauen, aber er sah in der Dunkelheit überhaupt nichts. Auch als er Licht machte, entdeckte er niemanden. Will ging noch einmal zurück in das Zimmer und blickte aus dem Fenster. Vielleicht waren der oder die Personen mit einem Wagen gekommen und hatten ihn vor dem Haus geparkt.

Nein, nichts. Nur Wills alter Manta stand dort.

Der Kommissar zog sich wieder zurück. Allmählich glaubte er daran, daß er allein im Haus war. Vielleicht hatte irgendwo ein Fenster offengestanden, das durch einen Luftzug zugeschlagen war.

Je mehr Zeit verging, um so stärker tendierte Will zu dieser Möglichkeit.

Er verließ das Zimmer und schritt über den Flur. Niemand begegnete ihm an der Treppe. Er blickte die Stufen hinab. Da er das Licht hatte brennen lassen, sah er auch den Schatten des Handlaufs, der sich auf den Stufen abzeichnete.

Will Mallmann hatte sich innerlich zwar wieder beruhigt, dennoch ging er vorsichtig und war auf der Hut. Er lauschte auf jedes fremde Geräusch, hörte aber nur seine eigenen Schritte und seinen Atem.

Auf der drittletzten Stufe verharrte er und schaute zu den drei Türen im Flur.

Will achtete auf die Spuren an der Haustür. Nur seine sah er im Augenblick.

Er mußte näher heran, das Licht war zu schlecht. Als erdie Treppe hinter sich gelassen hatte und sich bückte, da entdeckte er außer seinen nassen Fußspuren auch noch andere.

»Also doch!« flüsterte er.

»Rühr dich nicht!«

Die Stimme peitschte durch den Flur. Sie traf den Kommissar wie eine Eisdusche.

Er blieb in der geduckten Haltung, drehte nur den Kopf ein wenig nach links und sah am Zugang zur Küche einen Bewaffneten stehen, der mit einem schweren Revolver auf ihn zielte…

***

Intervallweise stieß der Kommissar den Atem durch die Nase aus.

Für einen Moment tanzten Schatten vor seinen Augen. Er war wie ein Anfänger in die Falle gelaufen.

Noch hielt er seine Walther in der Hand.

Das sah auch der andere. »Laß die Kanone fallen!«

Will überlegte, wie gut oder schlecht seine Chancen standen. Der andere hielt einen Revolver in der Hand, und er seine Pistole. Jetzt müßte es sich erweisen, wer schneller war und die besseren Nerven hatte. So leicht wollte es der Kommissar dem Kerl nicht machen.

Der Mann trug eine dicke Lammfelljacke. Sie stand offen. Will sah den schwarzen Wollpullover, den auf der Brust ein großes B schmückte. Dann blitzte auch schon die Mündungsflamme auf. Es hatte ihn erwischt! Das Geschoß drang raketenartig durch seine dicke Winterkleidung und bohrte sich in das Fleisch.

Will spürte den Schlag, er fiel zurück, die Lähmung kam, dann der verdammte Schmerz.

Die Walther rutschte ihm aus den Fingern. Er sah sie fallen und hatte den Eindruck, als würde sie auf einem schwankenden Boden liegenblieben.

Mallmann lag auf der Seite. Von seiner Stellung aus gesehen wirkte der Mann übergroß, schon fast riesig. Und er erhielt Verstärkung,

denn aus der Küche erschien ein zweiter.

Fast ebenso angezogen wie der erste. Auch der andere trug einen Pullover mit einem B auf der Brust. Trotz seiner Schwäche und Schmerzen fragte sich der Kommissar, was das nur für Menschen waren, die auf einen Polizisten schossen, der ihnen nichts getan hatte. Es mußten eiskalte Killer sein, die mit einem bestimmten Auftrag unterwegs waren.

Die beiden Männer standen dicht beisammen. Sie unterhielten sich. Obwohl sie nicht gerade flüsternd sprachen, verstand der Kommissar kein Wort. Sein Gehör hatte gelitten. Er fühlte sich unendlich schwach und auch schlecht. Manchmal schwankten die Gestalten, dann wiederum hatte er den Eindruck, als würden sie sich verdoppeln.

Schließlich traten sie auf ihn zu. Die Walther stießen sie zur Seite und hoben sie dann auf.

Derjenige, der geschossen hatte, grinste Mallmann scharf an, doch seine Gesichtszüge zerflossen zu einer breiigen Masse, die zu einem Monsterkopf gepaßt hätte.

Wortlos stiegen sie über ihn hinweg, ohne ihn zu berühren.

Wenig später hörte Will ihre Schritte. Trotz des dämpfenden Teppichs dröhnte jeder Tritt in seinen Ohren und verursachte Kopfschmerzen.

Der Kommissar befand sich in einem Zustand zwischen Wachsein und Dahindämmern. Er verlor Blut und verspürte stechende Schmerzen.

Was wollten die Männer?

Sie waren nicht ohne Grund in das Haus eingedrungen und hatten rücksichtslos geschossen. Doch den Grund dafür kannte Will noch nicht.

Es fiel ihm schwer, weiter darüber nachzudenken. Er wurde immer schwächer.

Zeit verging.

Der Kommissar blieb liegen. Er konnte sich nicht bewegen und erst recht nicht bis zur Tür robben, um einen Fluchtversuch zu wagen. Dann vernahm er abermals die dumpfen Geräusche.

Jetzt kamen die Killer zurück!

Jede Stufe, die sie hinter sich ließen, brachte sie näher an den Kommissar heran. Will dachte daran, daß er ein Zeuge gewesen war. Noch lebte er, vielleicht würden die anderen kurzen Prozeß machen und noch einmal schießen.

Aber dann richtig.

Wer so brutal vorging, der konnte nicht anders handeln, davon ging Will aus.

Sie hatten die Treppe hinter sich gelassen. Mallmann hörte sie reden und keuchen.

»Sei doch vorsichtig und halt fest. Wenn wir das Bild zerstören, gibt

es Zunder.«
»Ja, ja, ich paß schon auf.«
Will konnte nichts sehen. Aus der Unterhaltung hatte er nur entnommen, daß die beiden gekommen waren, um ein Bild zu stehlen.
Er konnte sich gut vorstellen, um welch ein Gemälde es sich dabei handelte.
Sie öffneten die Haustür.
Durch den Flur wehte ein eiskalter Windzug wie ein Totenhauch aus der Gruft.
Er strich auch über das Gesicht des Kommissars. Will bekam eine Gänsehaut.
In den folgenden Minuten würde sich sein Schicksal entscheiden.
Wenn sie zurückkamen, war es endgültig aus. Kamen sie nicht, hatte der Kommissar möglicherweise noch eine Chance.
Die Tür knallte zu.
Sie kehrten nicht zurück. Er hörte auch ihre Schritte draußen nicht. Will war allein mit seiner Schwäche, der Kugel im Leib und mit dieser verdammten Angst.
Natürlich wußten die Kollegen, wo er hingefahren war. Und sie würden auch mißtrauisch werden, wenn er sich nicht meldete.
Vielleicht war er dann aber schon verblutet.
Noch konnte sich der Kommissar einigermaßen halten, doch die Wogen der anrollenden Bewußtlosigkeit überschwemmten ihn in immer kürzeren Abständen. Bald würde er nichts mehr spüren.
Hin und wieder hörte er sich stöhnen.
Er sah seine Umgebung nur noch verschwommen. Der Schmerz in seiner rechten Brust wurde unerträglich, und irgendwann war der Zeitpunkt da, wo er nicht mehr konnte.
Wie eine Wand fiel die Bewußtlosigkeit auf den Kommissar zu, der es nicht mehr schaffte, sich dagegen anzustemmen.
War das Mallmanns Ende?

***

Der Himmel muß aus Licht bestehen, dachte Will Mallmann plötzlich, als er mühsam die Augen aufschlug und in die Lampe über sich schaute.
»Er kommt zu sich«, sagte jemand.
»Ein Glück.«
»Ja, es war knapp.«
»Außerdem ist er nicht mehr der Jüngste«, erwiderte der andere, dessen Stimme Mallmann kannte.
Bevor ihm die Augen wieder zufielen, öffnete er sie noch einmal.
Zwei Schatten verdunkelten jetzt das Licht. Einer drehte sich zur Seite, der andere blieb.

Aus dem Schatten wurde ein Gesicht.
»Hallo, Mallmann, willkommen bei den Lebenden!«
»Sie hier?« flüsterte Will schwach.
»Was sollte ich denn machen als Ihr Vorgesetzter? Ich habe Sie schließlich in diese Scheiße hineingeritten. Daß sich so etwas daraus entwickeln würde, konnte wohl niemand ahnen.«
»Nein, das nicht.«
»Die Weißkittel haben Ihnen die Kugel aus dem Körper geholt, Will. War eine Heidenarbeit, kann ich Ihnen sagen. Wir haben Sie verdammt spät entdeckt, doch dann ging es rund.«
»Das kann ich mir vorstellen.« Mallmann versuchte, den Kopf zu drehen. Er schaffte es nicht.
»Sie müssen ruhig liegen«, erklärte der Kriminalrat. »Es wird einige Wochen dauern, bevor Sie wieder an Ihrem Schreibtisch sitzen können.«
»Wo haben Sie mich hingebracht?«
»Nicht in die Schwarzwaldklinik. Sie befinden sich in einem Nürnberger Krankenhaus. Wenn Sie wieder auf den Beinen sind, reden und sehen wir weiter.«
»Nein, das nicht.«
»Wieso?«
»Ich… ich muß Ihnen noch etwas sagen, Chef.«
Der Kriminalrat lachte. »Aber nicht jetzt, Will.«
»Doch, Herr Weber, doch.« Der Kommissar fühlte sich verdammt schwach, aber er dachte auch daran, daß ihm etwas widerfahren war, das er nicht für sich behalten konnte. Dazu war er einfach zu sehr Polizist.
»Dann machen Sie es kurz, Will.«
»Ich weiß, wer die Mörder des Kollegen sind.«
Eine Pause entstand, bevor Weber fragte: »Die beiden, die auch Sie niedergeschossen haben?«
Mallmann protestierte. »Nein, Herr Weber, nein. Die Mörder des Kollegen sind aus dem Bild gekommen, das im Wohnzimmer steht. Sie haben sich daraus gelöst, begreifen Sie das?«
»Wie?«
Dem Kommissar fiel es schwer zu sprechen. Das merkte auch Weber. Er wollte Will daran hindern, eine nächste Aussage zu treffen, doch Mallmann war zäh.
»Lassen Sie mich noch etwas sagen. Es waren die Bestien. Sie müssen aus dem Bild gekommen sein. Ich habe Blut entdeckt, und die anderen beiden haben das Bild abgeholt. Ich habe auch gesehen, daß sie Pullover trugen, auf denen ein großes B stand. Merken Sie sich das. Ein großes B.«
»Ist gut.«

Aber Will war noch nicht am Ende. Er mußte noch etwas loswerden. »Tun Sie mir einen letzten Gefallen, Herr Weber. Wir schaffen es nicht allein, den Fall zu lösen. Dazu sind wir zu schwach. Rufen Sie in London an. Sie wissen ja. John Sinclair. Er soll kommen, er muß kommen. Das ist gefährlich. Nur er kann es schaffen…«

Kriminalrat Weber schaute zu, wie Will wieder zurücksackte und die Gesichtszüge des Kommissars erstarrten, als würde er tief schlafen.

Dabei war er bewußtlos geworden.

Weber klingelte nach dem Arzt. Der kam sofort, schaute auf den Patienten und auf die Instrumente neben dem Bett, an die der Kommissar angeschlossen war. Sie überwachten die Funktionen der lebenswichtigen Organe.

»Haben Sie ihn aufgeregt?« fragte der Doktor.

»Er selbst wohl.«

Der Arzt zog ein bedenkliches Gesicht. »Tun Sie sich und dem Kommissar einen Gefallen, lassen Sie ihn in Ruhe. Er muß sich jetzt erholen. In den nächsten Tagen wünsche ich keinen dienstlichen Besuch mehr von Ihnen, Herr Kriminalrat. Ansonsten lehne ich jegliche Verantwortung für den Patienten ab.«

»Ich habe verstanden, Doktor.«

Mit einem letzten Blick auf das bleiche eingefallene Gesicht des Kommissars verließ Weber das Krankenzimmer. Im Flur verabschiedete er sich von dem Arzt. In Gedanken versunken, verließ er das Krankenhaus. Im Park atmete er die kalte Luft ein.

Nach dem Schnee war der Himmel wieder blau geworden. Auf Webers Dienstwagen lag eine Eisschicht. Der Kriminalrat setzte sich hinter das Lenkrad und startete.

Er benötigte erst einmal Ruhe, um nachdenken zu können. Am Weg fand er ein kleines Café. Er nahm in dem überheizten Raum Platz und bestellte einen Weinbrand und einen Kaffee. Beides trank er in kleinen Schlucken. Dabei dachte er nach.

Das Stimmengemurmel der anderen Gäste störte ihn dabei nicht.

Weber war hergekommen, um nachzudenken. Seine Gedanken drehten sich um einen Mann namens John Sinclair.

Persönlich hatte er den Yard-Oberinspektor noch nicht kennengelernt, aber viel von ihm gehört. Will Mallmann hatte oft genug über ihn berichtet. Jeder Fall, den die beiden Männer gemeinsam gelöst hatten, war in das Gebiet des Okkulten, des Nichtfaßbaren abgeglitten, wo man mit normalen Methoden nicht weiterkam. Aus diesem Grunde war Will Mallmann so etwas wie ein deutscher Geisterjäger geworden.

Was er sagte, hatte Hand und Fuß. Als die Kellnerin kam und kassierte, hatte sich Weber entschlossen.

Er würde in London anrufen.

Das tat er im Präsidium und hatte das Pech, John Sinclair nicht zu erwischen. Statt dessen verband man ihn mit seinem Chef, Sir James Powell. Auch dieser Name war Weber geläufig. Die beiden Männer sprachen ungefähr fünf Minuten sehr sachlich miteinander.

Dann hatte Weber den Engländer überzeugt.

John Sinclair würde kommen. Nur eines war dabei noch unklar.

Der Zeitpunkt.

***

Nürnberger Lebkuchen, die Spielwarenmesse und der weltberühmte Christkindl-Markt fielen mir ein, wenn ich an Nürnberg dachte.

Ich selbst hatte dort noch nie zu tun gehabt, aber das sollte sich ja jetzt ändern. Wenn Will rief, brannte es zumeist. Diesmal hatte es ihn erwischt.

Mein Hals war trocken, als ich den blauen Leih-BMW mit den dicken Winterreifen auf dem Parkplatz des Krankenhauses ausrollen ließ. Für mich war es Ehrensache, den Kommissar zu unterstützen.

Um mich aber einschalten zu können, mußte ich zunächst einmal mit ihm über seine Erlebnisse reden.

Natürlich hatte ich mit Kriminalrat Weber, Mallmanns Vorgesetztem, gesprochen. Zentraler Punkt in diesem Fall schien ein schreckliches Gemälde zu sein. Ein Bild, das unter Umständen lebte.

Wie der genaue Zusammenhang war, wußte ich nicht, darüber sollte mir Mallmann Aufklärung geben.

Ich hatte mich sicherheitshalber beim Oberarzt der Station angemeldet und durfte kommen. In der Halle war es warm, die Kälte blieb zurück, ich knöpfte meinen Mantel auf und trug meine Wünsche der Angestellten am Empfang genau vor.

Sie lächelte, nickte und telefonierte schließlich mit dem Arzt.

Ich mußte noch etwas warten. Schließlich erschien ein grauhaariger Mann, der noch einen jugendlichen Gang hatte, und stellte sich als Doktor Heister vor.

»Ich bin John Sinclair.«

»Von Scotland Yard?«

»Genau.«

Dr. Heister lächelte. »Ich hätte nie gedacht, daß der Fall so große Kreise ziehen würde.«

»Manchmal sind es eben die relativ kleinen Dinge, die große Wellen werfen.«

»Aber strengen Sie den Patienten nicht zu sehr an!« bat er mich.

»Geht es ihm schlecht?«

»Ich würde sagen, den Umständen entsprechend. Er hat eine gute Konstitution und den festen Willen, gesund zu werden…« Der Arzt lächelte. »Sie werden es ja erleben.«

Mit dem Fahrstuhl fuhren wir in die dritte Etage. Der Gang roch wenig freundlich, die Zimmertüren standen zum Teil offen. Hinter einer Doppelglastür wurde es stiller.

Hier lagen die schwereren Fälle. Der Arzt klopfte an die Tür mit der Nummer 20, öffnete, streckte seinen Kopf in den Raum und sagte: »Besuch für Sie, Herr Mallmann.«

»Soll reinkommen.«

Ich betrat das Zimmer. Zwei Bücher hatte ich Will mitgebracht.

Blumen waren mir einfach zu blöd. Als ich den Raum betrat, fiel mein Blick sofort auf das Bett. Will Mallmann hing noch am Tropf.

Der Kommissar hatte eine sitzende Haltung eingenommen, blickte mir entgegen, und über seine blassen Lippen flog ein Lächeln.

Ich räusperte mich und nickte dem Freund aus Deutschland zu.

»Meine Güte, Will, was machst du nur für Sachen?«

»John!« In seine Augen kam Leben und Freude. Er war über meinen Besuch begeistert. »Endlich bist du da.«

»Es ging nicht eher.« Ich nahm auf der Bettkante Platz, legte die Bücher zur Seite und reichte ihm die Hand. »Das war wirklich eine böse Überraschung, als ich von dir hörte.«

»Bist du allein?«

»Ja. Suko muß in London bleiben. Wenn es zu hart wird, kommt er sicherlich nach.«

Will nickte. »Hart kann es schon werden. Und dabei weiß ich nicht einmal, was da genau läuft.«

»Dein Chef erzählte mir etwas von einem Bild.«

»Ja, es ist ein schreckliches Gemälde. Er zeigt zwei Monster auf der Flucht aus einem brennenden Zimmer.«

»Was für Monster?«

»Mischungen zwischen Werwölfen und Gorillas. Ich gehe davon aus, daß dieses Bild lebt.«

Sehr ernst nickte ich. »Dann hätte ich gern von dir Einzelheiten gehört, Will.«

Der Kommissar erzählte. Hin und wieder nahm er einen Schluck von seinem Vitaminsaft. Seine Stimme klang noch schwach, es fiel ihm auch schwer, sich an Einzelheiten zu erinnern, aber schließlich hatte er alles auf die Reihe bekommen.

»Mehr kann ich dir nicht sagen, John.«

»Das reicht doch schon.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja. Ich denke da an die beiden Killer, die du gesehen hast.«

»Wieso?«

Ich beugte mich dem Kommissar entgegen. »Bist du dir sicher, Will, daß die beiden Männer auf den Vorderseiten ihrer Pullover ein großes B hatten?«

»Völlig sicher.«
»Dann gehören sie zu Baphomet.«
»Wer ist das schon wieder?«
»Eine abtrünnige Templer-Gruppe.«
»Templer?«
»Sie spielen eine immer größere Rolle in meinem Leben. Ich hatte schon das Gefühl gehabt, selbst zu ihnen zu gehören.« Ich dachte bei dieser Erklärung an einen gewissen Hector de Valois, der in mir wiedergeboren war.
Das sagte ich Will Mallmann nicht. Ich wollte ihn nicht unnötig aufregen.
»Jedenfalls mußt du dich in erster Linie um das Bild kümmern. John.«
»Das war mir klar. Ich habe auch schon mit Herrn Weber über dieses Thema gesprochen.«
»Ist etwas dabei herausgekommen?«
»Nicht direkt. Man war natürlich nicht untätig. Deine Kollegen haben geforscht und sind Spuren nachgegangen. Unter anderem haben sie herausgefunden, wo der Tote das Bild erstanden hat.«
»Wo denn?«
»Bei einem Händler hier in Nürnberg. Er hat sein Geschäft in der Altstadt.«
»Ist der Mann verhört worden?«
»Ja, nur ist nichts dabei herausgekommen. Er hat alles abgestritten.«
»Das kann ich mir vorstellen.« Will Mallmann blickte mich scharf an. »Wie ich dich kenne, John, wirst du dich mit dieser Auskunft nicht zufrieden geben.«
»Sehr richtig. Ich fahre zu dem Mann, und zwar noch heute.«
»Ja, das ist gut. Ich hätte das auch so gemacht.« Der Kommissar verzog das Gesicht. »Verdammt, John, du kannst dir nicht vorstellen, wie es in mir aussieht. Ich liege hier in einem Krankenhaus herum, kann selbst nichts tun und muß andere für mich ermitteln lassen. Das ist grauenhaft…«
»Gut, Will. Grauenhaft gut, mein Lieber. Ich bin froh, dich in guter Obhut zu wissen.«
»Ach, hör auf.«
»Noch etwas. Kannst du mir die Männer beschreiben, die das Bild abgeholt haben?«
»Sie sahen aus wie alle in diesem Winter«, sagte Will nach einigem Überlegen. »Tatsache. Sie trugen dicke, gefütterte Jacken und die Pullover mit den Buchstaben.«
»Kein weiteres Merkmal?«
»Nein.«
»Aber du bist trotzdem ein Zeuge, Will.«

»Das stimmt. Nur rechne ich nicht damit, daß sie zurückkehren und versuchen werden, mich umzubringen. Wenn sie das vorgehabt hätten, hätten sie es billiger haben können.«

Da gab ich Will recht. Ich stand auf.

»Du willst schon weg?«

»Ja, der Job.« Ich deutete auf die beiden Bücher. Es waren Krimis mit Gruseltouch. »Du kannst ja nachlesen, wie es deinen Kollegen in den Büchern ergeht.«

»Mal sehen.«

Ich reichte meinem deutschen Freund die Hand. »Kopf hoch, alter Junge. Ich sehe noch einmal vorbei.«

»Das will ich auch hoffen.« Mallmanns Grinsen fiel verzerrt aus.

Ich konnte es ihm nachfühlen. Es ist eben nicht jedermanns Sache, in einem Krankenbett zu liegen und darauf zu warten, daß man wieder gesund und munter wird. Ich bin auch ein ungeduldiger Patient.

Den Arzt traf ich auf dem Flur. »Alles in Ordnung?« fragte er mich und musterte mich schnell.

»Ja und auch mit dem Kommissar, glaube ich.«

Dr. Heister winkte ab. »Klar, er wird sich wieder erholen. Da bin ich mir ganz sicher.«

Mit einem Händedruck verabschiedeten wir uns voneinander.

Diesmal verließ ich beruhigter das große Krankenhaus, da ich meinen Freund in guten Händen wußte.

Aus der großen Glastür trat ich wieder hinein in einen herrlichen Wintertag. Durch die kalten Temperaturen war der Schnee liegengeblieben.

Im Wagen holte ich den Stadtplan von Nürnberg hervor und breitete ihn auf den Knien aus.

Ich mußte über die Pegnitz zum Handwerkerhof »Alt-Nürnberg«.

Man hatte mir erzählt, daß es dort aussah wie im Mittelalter. Auch die Geschäfte und kleinen Handwerksbetriebe wurden so geführt wie zu alten Zeiten.

An der Augustinerstraße, die die Nordgrenze dieses einmaligen Gebiets bildete, gab es ein Parkhaus. Das steuerte ich an.

***

Wahrscheinlich hätte ich im Sommer oder während einer Messe keinen Parkplatz gefunden, doch in meinem Fall hatte ich Glück.

Ich konnte in das Parkhaus fahren und brauchte nicht erst groß herumzukurven. Schon in der unteren Etage fand ich noch zahlreiche freie Lücken, wo ich den Leihwagen abstellen konnte.

In den letzten Wochen war ich zu einem Leihwagen-Fahrer geworden, denn man hatte mir meinen Bentley zerstört. Wann ich mir ein neues Fahrzeug zulegen konnte, stand noch in den Sternen.

Die Stadt duckte sich unter der Kälte. Auf den Dächern lag der dicke Schnee. Wenn er die Straßen bedeckte, wirkte er manchmal wie ein weißer Teppich. Man hatte nur die Hauptstraßen geräumt.

In den Seitenstraßen rutschten die Autos manchmal mehr, als es ihren Lenkern lieb sein konnte.

Ich mußte ebenfalls sehr vorsichtig meine Schritte setzen und befand mich schon Minuten später in einer völlig anderen Welt.

Sehr eng waren die mittelalterlichen Gassen angelegt, nur selten gerade. Wer durch dieses »Alt Nürnberg« schritt, der wurde unwillkürlich an Richard Wagners Werk »Die Meistersinger von Nürnberg« erinnert. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn mir ein Hans Sachs oder ein Stolzing begegnet wäre.

Es herrschte nicht viel Betrieb. Die Menschen, die ich auf den Straßen traf, waren vermummt.

Ich suchte diesen Händler. Wie er genau hieß, wußte ich nicht.

Seinen Laden führte er unter dem Namen Bilder-Franz. Neben einer Apotheke war ich stehengeblieben undfragte einen Kunden, der den Laden verließ. Der ältere Mann nickte bedächtig, bevor er mir den Weg beschrieb. Es war gar nicht mal weit, ich mußte in die nächste Gasse rechts einbiegen und sie fast bis zum Ende durchgehen.

Ich bedankte mich und stand wenig später vor meinem Ziel. Um den Laden zu erreichen, tauchte man in eine Einfahrt. Zwei Schülerinnen standen dicht zusammen daneben und rauchten.

Die Einfahrt endete vor der Ladentür. Ich schob sie auf und hörte das Spiel einer kleinen Glocke, die von der oberen Türkante angestoßen worden war.

Dicht hinter der Tür begann eine Treppe mit vier Stufen, die hinab in den Laden führte. Er war in einem Gewölbe untergebracht.

Eine Rundbogendecke wurde von mehreren Pfeilern getragen. Als Lichtquellen dienten Laternen aus Gußeisen, die ihren gemütlich wirkenden Schein über die ausgestellten Gegenstände warfen.

Ich sah Bilder über Bilder.

Nur die Hälfte von ihnen hing an den Wänden, die anderen standen auf Staffeleien, als hätte der Maler nur eben eine kurze Pause eingelegt, um anschließend weiterzuarbeiten.

Da sich niemand blicken ließ, begann ich mit einer kurzen Inspektionstour durch den weitläufigen Verkaufsraum.

Ich sah keine einheitliche Richtung bei den Bildern. Sie zeigten jeweils verschiedene Motive. Da wechselten sich Stilleben mit Landschaftsbildern ab, da sah ich Porträts, Menschengruppen oder abstrakte Motive. Die allerdings waren in der Minderzahl.

Die großen Bilder zeigten zumeist düstere Szenen, für die der Maler viel Platz auf der Leinwand benötigte. Schlachten und Kriegsgemälde. Familien von unterschiedlichem Stand und verschiedener Herkunft.

Das konnte ich an den Kleidungen erkennen.
Ich entdeckte kein einziges Horror-Motiv. Aber Oberkommissar Robert Moor hatte das Bild in diesem Geschäft gekauft.
»Gefällt es Ihnen, mein Herr?«
Ich hatte den Sprecher nicht kommen gehört und sah ihn erst, als ich mich umdrehte.
»Sind Sie der Bilder-Franz?« erkundigte ich mich.
»Ja, der bin ich.«
Ich schaute ihn mir an. Er war ein kleiner Mensch mit einer Halbglatze und einem runden Gesicht, in dem die kleinen schwarzen Augen besonders auffielen. Seine Nase war leicht gebogen. Sie stand wie ein Erker über seiner Oberlippe. Er trug ein großkariertes Jackett in Brauntönen und eine dunkle Cordhose. Das Hemd unter der Jacke bestand aus dickem Winterstoff.
»Ich hätte gern mit Ihnen gesprochen.«
»Sie wollen nichts kaufen?«
»Nein.«
Seine schmalen Lippen verzogen sich. »Wer sind Sie, und um was geht es bei Ihrem Besuch?«
»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Engländer…«
»Sind Sie extra wegen mir nach Nürnberg gereist?«
»Unter anderem.«
»Sie sehen aus wie ein Polizist.«
»Ich will ehrlich sein, ich bin Polizist. Kannten Sie auch Robert Moor?«
Er schaute mich wieder sehr prüfend an, so daß es mir schon unangenehm war. »Er war ein Kunde von mir.«
»Sie haben schon mit den deutschen Kollegen gesprochen?«
»Sehr lange sogar.«
»Was ist dabei herausgekommen?«
Bilder-Franz drehte sich um. Er verschwand zwischen den Staffeleien, so daß mir nichts anderes übrig blieb, als ihm zu folgen. Auf dem Weg machte ich mir über ihn meine Gedanken.
War dieser Mensch tatsächlich so seltsam und ungewöhnlich, oder spielte er mir etwas vor? Ich hatte bisher einige Antiquitätenhändler kennengelernt und allesamt schon als etwas außergewöhnlich eingestuft. Es war eben eine Kastefür sich. Auch dieser Bilder-Franz gehörte dazu. Das machte ihn nicht unbedingt verdächtig.
Er führte mich in sein Büro. Ich mußte mich ducken, als ich unter dem Türbalken herschritt, da er ziemlich niedrig war. Ein Schreibtisch, zwei offene Rollschränke und zwei kleine Sessel bildeten die Einrichtung.
»Nehmen Sie Platz!« sagte der Mann.
Ich setzte mich, während er stehenblieb und seine Hände in die

Jackentaschen steckte. »Der Mann hat das Bild bei mir gekauft«, erklärte er.

»Das war ja klar.«

»Und was ist Ihnen dann unklar?«

»Wissen Sie, Herr…«

»Sagen Sie ruhig Franz.«

»Okay, Herr Franz. Ich habe Zeit gehabt, mich in Ihrem Laden umzusehen. Die Bilder, die Sie hier ausgestellt haben, sind sehr interessant für einen Sammler. Ich bin keiner. Mich beschäftigten auch mehr die Motive, und da war ich doch verwundert. Sie passen nicht zu dem Bild, das Sie Herrn Moor verkauft haben.«

Bilder-Franz zog die Mundwinkel nach unten. »Ja, ich gebe zu, daß es ein etwas ungewöhnliches Bild war.«

Ich lachte auf. »Ungewöhnlich, sagen Sie? Das war ein Horror-Gemälde. Eine Vision des Schreckens. Monster brechen eine Tür auf und fliehen aus der brennenden Wohnung. Geschöpfe, die eine Mischung zwischen Gorilla und Werwolf darstellen…«

»Haben Sie das Bild gesehen, Herr Sinclair?«

»Man hat es mir beschrieben.«

»Dann hat man Ihnen die Wahrheit gesagt.« Er setzte sich jetzt ebenfalls. »Nur würde es mich interessieren, was Sie von mir wollen. Ich habe das Bild verkauft. Das ist mein Geschäft, wie Sie sicherlich wissen. Zudem kann ich mir nicht vorstellen, daß mein Bild etwas mit dem Mord an dem Oberkommissar zu tun gehabt hat.«

»Ich ziehe es in Zweifel.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Gern.« Ich legte meinen Arm über die Lehne. »Es gibt Bilder, die lösen etwas in einem Menschen aus. Die einen stimmen ihn fröhlich und ausgelassen. Dann wiederum existieren Gemälde, deren Motive den Betrachter in eine depressive Stimmung versetzen können. Ich denke da nur an die Hinterlassenschaft eines Hieronymus Bosch.«

»Weiter.«

»Zum dritten gibt es Bilder, die gefährlich für den Käufer werden können. Und das muß bei Robert Moor der Fall gewesen sein. Das Bild hat einen unheilvollen Einfluß auf ihn ausgeübt, Franz. Ich bin davon fest überzeugt. Jetzt möchte ich von Ihnen folgendes wissen. Wie alt ist es, von wem haben Sie das Bild, und wer hat es gemalt?«

Bilder-Franz lächelte schmal. »Ist ein bißchen viel auf einmal, finden Sie nicht auch?«

»Wir haben doch Zeit. Sie brauchen sich auch um keinen Kunden zu kümmern.«

»Im Winter ist es immer ruhiger.« Er legte die Stirn in Falten.

»Ja«, sagte er leise. »Sie haben mir sehr viele Fragen auf einmal gestellt. Das Bild ist tatsächlich einige hundert Jahre alt. Ich habe es

praktisch geschenkt bekommen. Ein Bekannter, der Nürnberg verließ, um in die Fremde zu gehen, wie man so schön sagt, hat es mir überlassen. Das ist alles, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Wenn es so alt ist, wie Sie gesagt haben, war es sicherlich auch wertvoll?«

»Ja.«

»Und den Preis konnte ein Polizist bezahlen?«

Mein Gegenüber begann falsch zu lächeln. »Hätte das Gemälde ein Stilleben gezeigt, wäre es sicherlich unbezahlbar gewesen. Das Motiv war aber so schrecklich, daß es die Kunden abstieß. Ich hätte es nie verkaufen können und habe es dem Mann deshalb zu einem Freundschaftspreis überlassen.«

»Wieviel?«

»Zweitausend.«

»Das ist schon eine Menge Holz.«

»Es kommt auf den Standpunkt an.«

»Für mich ist es das jedenfalls. Aber es kommt noch etwas hinzu. Anscheinend muß das Bild für eine gewisse Gruppe Menschen sehr wertvoll gewesen sein, sonst hätte man es nicht gestohlen.«

»Ich hörte davon.«

»Herr Franz«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Sie versuchen, mich hinzuhalten. Ich habe das Gefühl, als wüßten Sie mehr, aber Sie halten sich zurück und wollen mir nichts sagen. Stimmt das?«

Es klingelte. Ausgerechnet jetzt, wo ich dabei war, den Mann in die Enge zu treiben.

Bilder-Franz stand auf. »Sie entschuldigen mich, Herr Sinclair. Kundschaft. Aber bleiben Sie noch im Büro, ich bin gleich zurück. Es dauert bestimmt nicht lange.«

Etwas schwerfällig ging er davon und ließ mich mit meinen trüben Gedanken und Vermutungen allein.

Für mich war dieser Bilder-Franz ein seltener Vogel. Aber auch ein gefährlicher?

Ich sah mich in seinem Büro um. Bilder entdeckte ich hier nicht an den Wänden, aber mir gegenüber hing ein Tuch an der Wand, das etwas verdeckte. Jedenfalls sah ich die Umrisse des Gegenstandes, die sich schwach unter dem Tuchstoff abzeichneten.

Das konnte ein Bild sein.

Wenn ja, aus welch einem Grund hatte es der Mann verdeckt?

Als Polizist muß man eine gewisse Neugierde besitzen. Davon sprach auch ich mich nicht frei, deshalb stand ich auf und ging auf das Bild zu. An der offenstehenden Bürotür mußte ich noch vorbei.

Ich warf einen vorsichtigen Blick in den Verkaufsraum, sah weder etwas von dem Besitzer noch dem Kunden und ging die restlichen Schritte auf das unter dem Tuch hängende Bild zu.

Das Tuch hing an kleinen Haken oberhalb des Bildes. Ich brauchte es nur zur Seite zu schieben. Das tat ich und legte es auf den dicken Rahmen an der Oberseite.

Dann ging ich einen Schritt zurück, um das Gemälde besser betrachten zu können.

Es zeigte einen mittelalterlich gekleideten Mann. Er trug keine Rüstung, sondern ein Wams, Stiefel und eine enge Hose. Auf dem Kopf saß schief eine Mütze, die Ähnlichkeit mit einem Barett hatte.

Die Mütze wurde von einer bunten Pfauenfeder geschmückt. Der Mann hatte beide Hände in die Hüften gestützt. Auf seinen Lippen lag ein verwegenes Lächeln, und am Kinn wuchs ein grauer Knebelbart. Der Säbel an seiner linken Seite steckte in einer ledernen Scheide.

So sah ein Kämpfer des Mittelalters aus. An und für sich war an diesem Bild nichts Besonderes. Es hätte mich aber nicht weiter gekümmert, wenn mir diese Gestalt nicht bekannt vorgekommen wäre. Ich hatte diesen Mann schon einmal gesehen.

Und zwar lebend, als mich eine Dimensionsreise in diese Zeit zurückgeschleudert hatte.

Der Mann auf dem Bild war kein Geringerer als Hector de Valois, einer der Templer-Fürsten und der Mann, der in mir wiedergeboren war…

***

Mich traf nicht der Schlag, ich bekam auch keine weichen Knie, ich spürte nur, wie sich mein Herzschlag beschleunigte.

Mit allem hätte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Das war eine der Überraschungen im Leben, mit denen man immer wieder konfrontiert wird.

Hector de Valois!

Der Templer, der Ritter, der Mann, der sich vorgenommen hatte, gegen die Kräfte der schwarzen Magie zu kämpfen und der Hölle ein Bein zu stellen. Der damals mein Kreuz besessen hatte und der von den Horror-Reitern gejagt worden war, als sich die Organisation der Templer in zwei große Gruppen spaltete, wobei die eine dem Götzen Baphomet diente.

Bei dem Wort Baphomet dachte ich wieder an Will Mallmanns Aussagen. Er hatte davon berichtet, daß die beiden Killer ein B auf ihren Pullovern getragen hatten.

Jetzt bekam dieser Buchstabe für mich eine völlig andere Bedeutung. Im Zusammenhang mit diesem Bild ebenfalls, denn Hector de Valois und Baphomet waren Todfeinde gewesen.

Der große Anführer der Templer war tot. Ich hatte sogar sein Grab gesehen und wußte, daß er zu einem silbernen Skelett geworden war, aber Baphomet existierte noch.

Ich hatte ihn als eine Mischung aus Mensch und Dämon kennengelernt, manifestiert in der Person eines gewissen Vincent van Akkeren, der sich auch Grusel-Star nannte, weil er einige Male Horrorfilme auf seiner Yacht gedreht hatte.

Schloß sich hier in Nürnberg wieder ein Teil des Kreises? Nürnberg ist eine Stadt mit einer sehr interessanten Geschichte. Berühmte Männer haben hier gelebt, wie der Maler Albrecht Dürer, dessen Bild der vier Reiter der Apokalypse weltberühmt geworden ist.

Und gerade diese vier Reiter, die Horror-Reiter, kannte ich ebenfalls. Sie waren Gefolgsleute der Baphomet-Diener.

Lange brauchte ich nicht darüber nachzudenken, denn ich hatte das Gefühl, mitten in ein Wespennest getreten zu sein.

War tatsächlich ein Kunde gekommen, oder hatte mich dieser Mann bewußt allein gelassen? Bilder-Franz gehörte meiner Ansicht nach zu den undurchschaubaren Typen, die sich harmlos gaben, es aber faustdick hinter den Ohren hatten.

Jetzt fiel mir ein, daß ich ihn nicht mit einem Kunden sprechen gehört hatte. Nun, das Gewölbe war groß, aber ich traute dem Frieden nicht und wollte mich selbst überzeugen.

Sehr behutsam trat ich über die Schwelle und sah vor mir wieder die zahlreichen Bilder. Die einzelnen Staffeleienwaren so hoch gebaut worden, daß sich bequem jemand dahinter verstecken konnte.

Zuerst wollte ich nach ihm rufen, dann fiel mir ein, daß es besser war, wenn ich ihn lautlos suchte.

Mich umgab eine dumpfe Stille. Ja, sie kam mir dumpf vor.

Vielleicht lag es auch an der Wärme in diesem Gewölbe. An den Seiten standen lange Heizkörper, von denen die Hitze ausging.

Ich orientierte mich zum Ausgang. Nicht daß ich verschwinden wollte, nein, ich wollte nur etwas ausprobieren und hielt mich auf meinem Weg dicht an der Wand, wo ich Rückendeckung hatte.

Weder von Bilder-Franz noch von dem Kunden hatte ich etwas gehört. Rechts der Tür waren Rundbogenfenster in die Wand eingebaut worden. Allerdings mit einem so dicken Glas versehen, daß ich nicht hindurchschauen konnte. Möglicherweise war es auch von außen her vereist.

Ich stand vor der Tür, schielte hoch zur Glocke und wollte öffnen.

Es ging nicht. Die Tür war verschlossen, und ich konnte mich als Gefangenen bezeichnen.

Durch die Nase holte ich Luft. Angst verspürte ich nicht, eher ein Gefühl der Spannung. Bisher war nicht viel geschehen, aber meine Fragen mußten diesen Händler aufgeschreckt haben, sonst hätte er nicht so reagiert. Zudem mußte ich mit einem zweiten Gegner rechnen, dem Kunden.

Niemand zeigte sich.

Ich hatte mich wieder gedreht und schritt die vier breiten Steinstufen hinab. Davor blieb ich stehen. Mein Blick glitt über die Bilder an den Wänden und auf den Staffeleien.

Nichts hatte sich dort verändert, und doch wurde ich das Gefühl nicht los, unter Beobachtung zu stehen.

Mein Blick glitt hoch zur Decke. Sie lag glatt über mir und wirkte wie frisch gestrichen.

Plötzlich hörte ich das blechern klingende Lachen. Es stammte von einem Menschen. Trotz der Verzerrung hatte ich die Stimme erkannt. Sie gehörte Herrn Franz.

Das Lachen klang ab, dann wurde ich von dem Geschäftsmann angesprochen. »Das ist doch eine Überraschung, Herr Sinclair?«

»Kann man wohl sagen.«

»Wissen Sie eigentlich, daß Sie mein Gefangener sind?«

»Ich sehe es nicht so.«

»Es ist eine Tatsache. Sie kommen nicht hier raus. Die Fragen, die Sie gestellt haben, hat noch niemand an mich herangetragen. Sie wissen mehr, als Sie zugeben wollen. Aus diesem Grunde muß ich entsprechend vorsichtig sein.«

»Weshalb? Haben Sie ein schlechtes Gewissen?«

»Kein schlechteres als Sie. Aber in meinem Laden laufen nun einmal Fäden zusammen, die für andere wichtig sind. Und einen zweiten Fehler kann ich mir nicht erlauben.«

»Sie geben Fehler zu?«

»Ja, einen. Ich hätte das Bild nicht verkaufen sollen. Aber ich brauchte Geld, und da habe ich es getan. Später holte man es zurück.«

»Dann haben Sie den Mord in Auftrag gegeben?«

»Nein, wie kommen Sie darauf? Das waren andere.«

»Und wer?«

»Sie haben sich doch hier umgesehen, unter anderem auch in meinem Büro, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Ist Ihnen kein Bild aufgefallen?«

»Doch, es war verdeckt.«

»Ja, und es zeigte einen Mann namens Hector de Valois, den Sie doch auch kennen.«

»In der Tat.«

»Soll ich noch mehr sagen?«

»Ich bitte darum.«

»Gut, dieser Hector de Valois ist unser Feind gewesen. Zum Glück lebt er nicht mehr, aber du existierst noch, und das ist fast genauso schlimm, John Sinclair. Jeder von uns kennt deinen Namen und trägt ein Bild von dir bei sich. Wir wissen, mit wem wir es zu tun haben…«

»Hat euch van Akkeren die Fotos besorgt?«

»Ja. Dann weißt du sicherlich, zu wem ich gehöre!«
»Ja, zur Baphomet-Gruppe.«
»Genau. Sie hat sich seit der Abspaltung gehalten. Durch die Jahrhunderte hinweg, oft zurückgedrängt, aber nie vergessen. Gerade jetzt ist es wichtig für uns, daß wir wieder an die Herrschaft kommen. Überall in der Welt sind wir aktiv. Wir bauen Baphomet Tempel, um ihm zu huldigen. Wir sind die echten Templer.«
»Und die anderen?« fragte ich. »Ihnen wird doch sicherlich der Name Abbé Bloch etwas sagen?«
»Das stimmt.«
»Er steht auf meiner Seite…«
Wieder lachte Bilder-Franz. »Was bedeutet das schon? Seine Gruppe ist klein, wir sind stärker. Ihm wird es nicht gelingen, das Geheimnis des Dunklen Grals zu lüften, und auch du, Sinclair, wirst dir daran die Zähne ausbeißen. Wir aber haben unsere Vorbereitungen bald abgeschlossen. Das Netz ist gespannt, und wir können darangehen, uns mit dieser Magie zu beschäftigen.«
»Wo steht das Bild?« fragte ich.
»Ich habe es herbringen lassen.«
»Kann ich es sehen?«
»Das liegt nicht an mir«, erwiderte er ausweichend.
»Weshalb wurde dieses Bild gemalt?« wollte ich wissen.
»Man wollte damals etwas ausprobieren. Man hat es zu Baphomets Ehren erschaffen. Er sollte durch dieses Bild ein Zeichen setzen, was er letztendlich auch geschafft hat.«
»Das heißt, die Monster kamen frei?«
»Ja, sie wurden mit Leben erfüllt. Auch der Käufer hat dies bemerkt. Für ihn war es zu spät.«
Jetzt wußte ich, wer den Oberkommissar umgebracht hatte, und spürte den heißen Zorn in mir hochsteigen.
»Und noch etwas möchte ich dir sagen, John Sinclair. Du hast vorhin den Namen Vincent van Akkeren erwähnt. Wir haben ihm bereits Bescheid gegeben, daß du in Nürnbergbist. Er wird kommen und sich in unserem Tempel deine Leiche anschauen.« Durch die Lautsprecher klang das Räuspern des Mannes wie ein Knattern. Er fügte noch einen letzten Satz hinzu. »Ich lasse dich jetzt allein, Sinclair. Viel Spaß bei der Bildersuche…«
Deutlich hatte ich den Zynismus aus seinen Worten herausgehört. Dieser Bilder-Franz war ein widerlicher Mensch, der voll unter dem Einfluß des Bösen stand.
Und er verließ sich auf van Akkeren, den Grusel-Star. Wenn diese Person ins Spiel kam, wurde es böse und gemein. Van Akkeren gehörte zu den Menschen, die schlimmer als der Teufel waren.
Was ich bisher von ihm erlebt hatte, war einfach furchtbar.

Zweimal hätte ich ihn fast gehabt, aber er war mir im letzten Augenblick immer wieder entwischt.

Nun sollte er auf dem Weg nach Nürnberg sein, um meine Leiche in einem Tempel zu besichtigen.

Vielleicht in einem Baphomet-Tempel?

Da stand mir ja noch einiges bevor.

Viel wohler hätte ich mich gefühlt, wenn Suko jetzt an meiner Seite gestanden hätte. Doch der saß in London und schaute wahrscheinlich der Wintersonne zu, die durch das Bürofenster schien.

Ich drehte mich noch einmal um und nahm die Tür in Augenschein. Sie bestand aus einem sehr dicken, schlagfesten Holz. Ohne Werkzeug war da nichts zu machen.

Sicherlich hatte der Besitzer das Schild mit der Aufschrift »Geschlossen« vor die Ladentür gehängt. Mit Kunden war demnach nicht zu rechnen.

Es gab nur den Weg nach vorn.

Nicht ich übernahm die Initiative, es war der Mann, den ich nicht sehen konnte. Er hockte irgendwo und konnte die Umgebung steuern oder lenken, in der ich mich befand.

Das Licht der Laternen wurde schwächer und blasser. Er löschte es nicht völlig, aber die Leuchtkraft der imitierten Kerzen fiel weit zurück.

Es gab mehr Schatten als Helligkeit, und in meinerunmittelbaren Umgebung herrschte die Düsternis vor. Wie lange Tücher lagen die düsteren Schatten auf dem Boden. Die Staffeleien zeichneten sich dort ebenfalls ab, nur verschwommen und perspektivisch verzerrt.

Ich hob den Arm, stieß gegen eine Lampe, die anfing zu schwanken, so daß der von ihr geworfene Schatten zuckend über den Boden huschte und meinen Weg so lange begleitete, bis ich in einem schmalen Gang zwischen zwei hohen Staffeleien stand.

Das rechte Bild zeigte eine düstere Flußlandschaft. Ein Boot mit eingezogenen Segeln lag am Ufer. Dunkle Wolken segelten über den Himmel, und ich hatte das Gefühl, diese Uferlandschaft nicht nur zu sehen, sondern auch riechen zu können.

Dann ging ich weiter. Jeder Schritt konnte mich dem Verderben näher bringen. Meine Silberkugel-Beretta steckte griffbereit in der Halfter. Ich war bereit, sie innerhalb einer Sekunde zu ziehen und sofort zu feuern. Der Boden bestand aus großen, quadratischen Steinplatten, die fast fugenlos aneinander lagen.

An der nächsten Staffelei mußte ich mich rechts vorbeidrücken und hatte dann eine relativ freie Sicht.

Da in der Nähe eine Lampe hing, schaute ich nach vorn in eine leere Ecke des Ladens.

Am Ende dieses Fleckens wuchs ein Schatten vom Boden her in die

Höhe. Obwohl er die Decke nicht erreichte, war er doch ziemlich groß, größer jedenfalls als ich.

War es ein Bild?

Wenn ja, konnte es unter Umständen das Gemälde sein, aus dem die beiden Bestien gestiegen waren.

Das lebende Bild also!

Franz hatte mir davon berichtet, daß es wieder in seinem Laden stand. Und in diesem Teil war ich bisher noch nicht gewesen.

Obwohl ich neugierig auf das Bild war, ließ ich mir doch Zeit und ging sehr langsam. Wenn es magisch geladen war, konnte es durchaus eine Atmosphäre abgeben, die bis zu mir hinstrahlte, aber davon bemerkte ich nichts.

Auch mein silbernes Kreuz meldete sich nicht, was des öfteren durch Erwärmung geschah, wenn es mit irgendeiner Gefahr konfrontiert wurde. Ich hielt es nicht unter der Kleidung versteckt, es befand sich in meiner Tasche griffbereit.

Als ich näher an das Bild herantrat, erkannte ich zuerst die dunklere Begrenzung des Rahmens. Vom Motiv selbst war noch nichts zu sehen, und auch nicht viel mehr, als ich vor dem Bild meine Schritte stoppte. Will Mallmann hatte von Monstern gesprochen.

Deren Umrisse erkannte ich allerdings, sah auch die aufgerissenen Mäuler, das helle Weiß der mörderischen Gebisse, holte mein Feuerzeug hervor und knipste es an.

Die kleine Flamme tanzte unruhig. Trotzdem erkannte ich die Monster!

Mischungen zwischen Werwolf und Gorilla. Will Mallmann hätte es nicht treffender beschreiben können. Ein wirklich furchtbarer Anblick, von dem ich zurückzuckte.

Die im Hintergrund gemalten Flammen sahen ebenfalls düster aus. Lange, rotglühende Feuerfinger, vor denen die Monster in einer fliehenden Haltung standen.

Beide hatten mit ihren gewaltigen Pranken eine Tür oder Holzwand eingebrochen, um ins Freie zu stürmen.

Ich überwand mich selbst und tastete das Bild ab. Der Kommissar hatte Blut an den Fingerspitzen gehabt und war davon ausgegangen, daß es das Blut des ermordeten Kollegen Robert Moor gewesen war.

Mir passierte das gleiche.

Auch meine Kuppen waren dunkel gefärbt, als ich die linke Hand zurückzog.

Kein Zweifel, mit diesem Bild stimmte etwas nicht.

Noch verhielten sich die gemalten Monster ruhig. Allerdings sahen sie aus, als wollten sie jeden Augenblick die Leinwand verlassen und auf mich zuspringen.

Über Jahrhunderte hatte das Gemälde gehalten. Das solltenun vorbei

sein. Wenn es tatsächlich ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte, mußte es zerstört werden.

Dazu eignete sich vorzüglich ein Messer oder ein Dolch, den ich zum Glück bei mir trug.

Ich konnte noch immer nicht begreifen, was für die beiden Monster der auslösende Grund gewesen war, um das Gemälde zu verlassen. Es mußte irgendein Ereignis gewesen sein.

Während ich nach der Klinge griff, ließ ich die Bestien keine Sekunde aus den Augen. Ich fühlte mich von ihnen beobachtet. Ihre Augen waren innerhalb der doch ziemlich düsteren Fläche sehr gut zu erkennen. Sie leuchteten wie weiße Laternen in einem sehr kalten und abweisenden Licht.

Obwohl sich der Dolch für einige Zeit in den Händen des Dämons Baal befunden hatte, war von seiner Magie nichts verlorengegangen. Sie steckte nach wie vor in ihm, so daß ich mein vollstes Vertrauen in die Waffe setzte.

Die Klinge ragte aus meiner Faust. Ich drehte sie ein wenig, so daß die Spitze auf das Bild wies.

Da bewegte sich die vorderste Bestie. Die schlagbereit angehobenen Pranken blieben dabei ruhig, nur in den Augen tat sich etwas. Sie rollten in den Höhlen und zuckten gleichzeitig.

Ein Warnsignal.

Ich mußte jetzt schnell sein, hob den Arm, doch da geschah es bereits. Die erste Bestie verließ das Bild und hechtete auf mich zu…

***

Bilder-Franz hatte zwar gewonnen, er verspürte trotzdem die Angst, und die schüttelte ihn, als er sich von seinem Beobachtungsposten oberhalb seines Geschäfts zurückzog und die kleine Luke an der Decke schloß. Er schaltete auch das Mikro ab, denn die Schreie des Menschen sollten nicht unbedingt an seine Ohren klingen. Der Raum war klein. Ein schiefes Zimmer mit einem Bad, in dem es kalt war, weil man keine Heizung eingebaut hatte. Dort stand auch der Schnaps.

Bilder-Franz ging hin, holte eine Flasche Obstler, öffnete sie und nahm den ersten Schluck noch neben der Wanne stehend. Den Alkohol brauchte er jetzt, denn er wußte genau, daß er einen Fehler gemacht hatte und Baphomet diesen nicht so leicht verzeihen würde. Sie hatten hier eine Aufgabe zu erledigen. Eine Zentrale sollte eingerichtet werden, der alte Keller stand zur Verfügung. Er war durch Zufall entdeckt worden, und kein anderer wußte davon.

Dort trafen sie sich zweimal in der Woche, um Baphomet zu huldigen. Es war Ihnen dabei gelungen, Kontakt mit anderen Reichen aufzunehmen. Er wußte davon, daß es fremde Dimensionen gab, daß die Vergangenheit gar nicht so weit entfernt war. Durch die Magie

Baphomets rückte alles näher zusammen, und zum erstenmal in seinem Leben hatte Bilder-Franz etwas von der gewaltigen Macht dieser Templer-Gruppe gespürt, der er ebenfalls angehörte.

Auch der zweite Schluck Schnaps beruhigte ihn nicht. Seine innerliche Nervosität blieb, sie wuchs zu einem Gefühl an, das ihm gleichzeitig befahl, den Tempel zu betreten.

Es war ihm nicht neu. Schon mehrmals hatte er es gespürt, und er glaubte, daß Baphomet persönlich die Anordnungen gab.

Mit der Flasche in der Hand ging er wieder in seinen Raum und öffnete die obere Klappe eines alten Sideboards.

Eine moderne Funkanlage befand sich darin, die auf einer bestimmten Frequenz sendete und nur für die Templer eingerichtet worden war. Van Akkeren hatte dies geschafft. Er saß in seinem Hauptquartier, und jeder konnte mit ihm Verbindung aufnehmen.

Die Sprüche liefen über eine Relais-Station, wurden dort zerhackt, dann wieder neu zusammengesetzt, so daß die Botschaft Vincent van Akkeren auch erreichte.

Sollte er ihm alles beichten?

Bilder-Franz war unschlüssig. Er starrte auf den Kopfhörer, ohne ihn überzustülpen. Plötzlich lag Schweiß auf seiner Stirn. Er wußte, wie van Akkeren mit Versagern umsprang. Die ließ er grausam umbringen. Er selbst killte nicht einmal, seine Helfer sorgten dafür, denn die abtrünnigen Templer waren sehr grausam.

Bevor er sich entscheiden konnte, blinkte an der rechten Seite der Apparatur ein Signal auf. Das rhythmische Leuchten wurde gleichzeitig in ein akustisches Signal umgesetzt, das als Piepton durch den Raum hallte.

Jetzt mußte er rangehen.

Mit zitternden Händen setzte Bilder-Franz den Kopfhörer auf, griff zu einem Mikro, legte einen Hebel um und meldete sich.

»Du hast versagt!«

Es war die kalte Stimme van Akkerens, die in seinen Ohren widerhallte. Bevor er eine Antwort geben konnte, sprach die harte Stimme weiter. »Ich werde nicht kommen, aber ich weiß, daß Sinclair da ist. Sieh zu, daß er getötet wird. Geh voraus in den Tempel. Dort wirst du alles vorbereiten. Du weißt, was zu tun ist?«

Van Akkeren wartete die Antwort nicht erst ab. Er schaltete sich kurzerhand aus.

Stöhnend trat Bilder-Franz zurück. Er schwitzte auf einmal sehr stark, nahm noch einen dritten Schluck, der aber auch nichts half, und schloß die Klappe des Sideboards, bevor er an den alten Wandschrank trat und eine Türhälfte aufzog.

Es hingen nicht viele Kleidungsstücke auf der Bügelstange, Franz war sehr bescheiden, doch ein Teil fiel besonders auf. Ein langer,

schwarzer, seidig glänzender Umhang, auf dessen Vorderseite ein dunkelrotes B glänzte.

Das B für Baphomet!

Stöhnend atmete der Mann aus. Er wischte über sein Gesicht. Die Augen nahmen einen eigenartigen Glanz an, als er den Umhang in der Hand hielt.

Er warf den Stoff aus, der hinter seinem Rücken aufflatterte und sich danach über seine Schultern legte. Unter dem Kinnkonnte er zwei Haken zusammenstecken, die den Umhang hielten.

Jetzt erst fühlte er sich wohler. Dieses Kleidungsstück gab ihm Sicherheit. Nicht jeder durfte es tragen, nur die Adepten, die von van Akkeren persönlich ernannt worden waren.

Bilder-Franz gehörte dazu.

Er mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um auf die andere Ablage des Schranks blicken zu können. Dort hatte der Gegenstand seinen Platz gefunden, den er ebenfalls als Zeichen seiner Würde tragen durfte. Es war eine Maske.

Seine Finger umkrallten das weiche Material, und Bilder-Franz dachte daran, daß es das Fell einer Katze sein könnte.

Mit beiden Händen hielt er die Maske fest, zog sie in die Länge und schaute sich den Gegenstand genau an.

So sah der Teufel aus.

Dreieckig geschnitten. Sogar mit zwei Hörnern versehen, die sich durch den Druck aufrichteten, wenn er die Maske überstreifte. Das tat er jetzt, zerrte und zurrte noch einige Male, bis sie die optimale Form hatte, drehte sich um und ging zurück in das kleine Bad. Diesmal wollte er keinen Schnaps holen. Der Spiegel an der Wand war, obwohl seine Fläche blaß wirkte, viel wichtiger für ihn.

Er stellte sich davor, drehte sich zweimal, war zufrieden und zog seinen Mund in die Breite, der von der Halbmaske nicht verdeckt wurde.

Maske und Umhang gaben ihm Kraft und auch Sicherheit. Er glaubte nicht mehr daran, daß dieser Sinclair es schaffen würde.

Dies war sein Reich, in das sich Sinclair hineingewagt hatte, eine andere Welt, die Baphomet gehörte und von ihm, Bilder-Franz, verwaltet wurde.

Der Mann wußte genau, was er zu tun hatte. Er war nicht sicher, ob der große Baphomet kam, aber er würde und wollte alles für ihn vorbereiten, um ihm einen würdigen Empfang zu bereiten.

In seinem Haus befand sich unten der Laden, darüber die Wohnung des Mannes, und in der nächsten Etage warein ziemlich großer Speicher, auf dem noch alte Bilder lagerten.

Es war zwar mühsam, die Bilder immer ins Geschäft zu schleppen, aber unterhalb seines Geschäfts hatte er keine Lagermöglichkeit

gesehen. Die Kellerräume brauchte er für andere Dinge.

Als er die Wohnungstür schloß, sah er gleichzeitig auf seine Uhr.

Wahrscheinlich kämpfte Sinclair jetzt um sein Leben oder war schon tot. Nürnberg sollte für ihn zum Grab werden.

Der Mann wandte sich nach links. Er mußte die schmale Treppe erreichen, die geradewegs zum Ziel führte, ohne daß er dabei durch sein Geschäft gehen mußte.

Sehr schnell huschte er die Stufen hinab. Dabei kannte er jeden Schritt, die Treppe war er schon zu oft gegangen, und er passierte auch sein Geschäft, bevor er in die tieferen Räume eindrang.

Da lag der Keller?

Innerlich lachte er auf. Nein, ein Keller war es nicht, sondern eine Welt für sich. Seit Jahrhunderten bestand sie und hatte im Mittelalter schon zu den Räumlichkeiten gehört, die vom Schreien der Gefolterten durchdrungen waren.

Daran hatte sich bis auf die heutige Zeit nicht viel geändert, auch wenn in der Gegenwart die Schreie einen anderen Grund hatten.

Der direkte Zugang zu den Kellerräumen bestand aus einer normalen Tür. Wer davorstand, der konnte nicht glauben, was sich hinter der Tür verbarg.

Der Mann öffnete sie.

Das Quietschen der Angeln übertönte seinen saugenden Atemzug, mit dem er die feuchte, modrige Luft einatmete. Er starrte hinein in eine erschreckende Finsternis, aber er kannte sich aus und konnte sich demnach im Dunkeln sicher bewegen.

Die Fackel lag griffbereit hinter der Tür in einer Wandnische.

Auch Zündhölzer waren vorhanden, deren Flammen über den geteerten Kopf der Fackel zuckten und das Pech anbrannten. Ein rotgelber Flammenfinger zuckte in die Höhe.

Bilder-Franz blickte auf die feuchten Stufen einer Treppe, die in die Tiefe führte. Sie war einige Meter breit, das Licht erreichte nicht einmal deren linkes Ende. Doch auf der rechten Seite standen eiserne Gefäße, gefüllt mit brennbarem Material.

Es fing sofort Feuer, als die Flamme es berührte. So kam es, daß die Lichter die breiten Treppenstufen beleuchteten und den Weg des Mannes in die Tiefe des Kellers begleiteten.

Er kam sich vor wie ein Küster der Hölle. Zielsicher ging er zu den einzelnen Lichtquellen, fuhr mit seiner Fackelflamme darüber hinweg und sorgte dafür, daß das Material in den aufgestellten Schalen entflammt wurde.

Allmählich wurde das Innere dieses im Mittelalter angelegten Gewölbes aus der Finsternis gerissen.

Es war gewaltig, weiträumig, hatte mehrere Räume, deren Eingänge durch Säulen markiert wurden.

Sogar alte Folterinstrumente waren noch vorhanden. Manche sahen nicht so verrostet aus. Es schien, als wären sie noch vor kurzer Zeit benutzt worden…

Folter, Grauen und der Teufel – diese drei Dinge gehörten unmittelbar zusammen. Das wurde auch hier wieder bewiesen.

Und dann gab es noch den Thron.

Zu ihm führte eine Treppe hoch. Auf der nach der letzten Stufe folgenden Plattform stand der steinerne Sessel in Form eines gewaltigen Schädels. Er sah so aus wie das Gesicht Baphomets, nur hatte dieser Schädel sein Maul weit geöffnet, so daß es als Sitzfläche diente. Aus der Stirn wuchsen die krummen Hörner der Decke entgegen, und Bilder-Franz betrat voller Ehrfurcht die Treppe. Seine Fackel hielt er in der rechten Hand und ziemlich hoch, so daß ihr zuckendes Licht über das als Sitzplatz umfunktionierte Gesicht fiel.

Neben dem Thron standen zwei eiserne Fackelhalter. Im linken steckte eine Fackel, die erst angezündet werden mußte, der rechte war noch frei, bis Franz seine Fackel hineindrückte.

Danach setzte er sich auf den Thron. Es wirkte so, als wollte er in dieses unheimliche Teufelsmaul hineinkriechen, tatsächlich verschwand er auch fast darin, als er sich zurückbeugte. Wenn er Baphomets Platz einnahm, hatte er stets das Gefühl, zu den ganz Mächtigen zu gehören. Sein Blick glitt durch das gewaltige Gewölbe. Hin und wieder stöhnte er auf, wenn er das Licht der Fackeln tanzen sah und die Schatten über die Folterinstrumente geisterten.

So sah es immer aus, wenn sie sich zu einer Sitzung trafen, aber heute sollte es anders sein. Es gab nur wenige Menschen, die das wahre Geheimnis des großen Kellers kannten, Bilder-Franz gehörte dazu. Das Mittelalter und die Magie des Mittelalters hatten hier ihre Spuren hinterlassen. Ein Andenken aus Grauen und Schrecken.

Er hätte für eine kleine Ewigkeit sitzenbleiben können, aber Bilder-Franz dachte an seine Aufgabe. Mit einem Ruck drückte er seinen Körper wieder vor und verließ das weit geöffnete Riesenmaul Baphomets. Anschließend schritt er die Thronstufen wieder hinab. Er bewegte sich dorthin, wo die meisten Folterinstrumente standen, unter anderem auch eine große Seilwinde, die durch Muskelkraft über eine Rolle bewegt werden konnte.

Diese Winde war etwas Besonderes. Sie hatte vier Rollen, über die vier Seile liefen, die straff gespannt waren und noch in dem im Dunkel liegenden Teil des Gewölbes verschwanden. Dort waren sie an bestimmten Haken befestigt. An den Haken hingen die Grabplatten…

Unter ihnen lag das tatsächliche Geheimnis dieses Kellers begraben. Und davon wußten nur wenige. Es passierte auch nicht oft, daß es gelüftet wurde, heute war wieder so ein Tag.

Und Bilder-Franz genoß die Macht.

Mit gravitätisch anmutenden Schritten ging er seinem Zielentgegen. Er hatte keine Fackel mitgenommen. Das unruhig durch das Gewölbe streichende Licht reichte ihm völlig aus.

Das Gewölbe war früher aus dicken Quadersteinen gebaut worden. Auch der Boden bestand aus Steinplatten. Auf allem glänzte die Feuchtigkeit wie ein matter Film, aber es war noch nicht so kalt, daß das Wasser gefroren wäre.

Normalerweise lag das Gewölbe im Dunkeln und in einem Kreis des Vergessens. Niemand dachte mehr daran, kein Stadtplaner hatte sich je daran erinnert, man war mit anderen Aufgaben beschäftigt, und so etwas hatte sich der Mann genau gemerkt.

Außerdem war dies der Ort, wo sich schon vor langer Zeit die Gruppen der Templer getroffen hatten, die Baphomet verehrten.

Jetzt sollte der Keller wieder zu seiner einstigen Größe heranreifen. Bilder-Franz war nicht der einzige Nürnberger, der zu den Templern der Baphomet-Gruppe gehörte. Er hatte sich bereits einige Verbündete geholt, aber sie waren noch nicht soweit, um die ganze Wahrheit zu erfahren.

Hinzu kam das Bild, das ebenfalls noch ein Geheimnis beherbergte. Viele Dinge trafen zusammen, manche waren kompliziert, andere wiederum sehr simpel.

Bilder-Franz hatte sein Ziel erreicht. Die Winde war sehr hoch.

Beide Hände setzte Bilder-Franz ein, zudem die ganze Kraft seiner Arme. Er spürte das Zittern des Rades, hörte das Ächzen und Knarren, als sich die feuchten Seile und auch die Rollen in Bewegung setzten. Der Mechanismus war lange nicht mehr bedient worden, und so dauerte es seine Zeit, bis alles lief.

Die ersten Hindernisse waren schnell überwunden, danach ging es leichter, und der Mann vernahm bereits das leise Knirschen, das entstand, als Stein über Stein schleifte.

Seine Augen begannen zu glänzen. »Ja!« hauchte er. »Ja, das schaffe ich. Ich bin dabei…«

Er machte weiter. Kurbelte, keuchte, schluchzte und feuerte sich selbst an.

Über seine Stirn rann der Schweiß. Über ihm ächzten und stöhnten die vier Räder der Winde. Die Seile waren straff gespannt. Sie hatten eine Menge Gewicht in die Höhe zu hebeln, doch es hatte immer funktioniert, weshalb nicht heute?

Und es klappte.

Bilder-Franz, der einen leichten Schwächeanfall zu überwinden gehabt hatte, bekam wieder Mut und machte weiter. Bei jeder Drehung spürte er in seinen Schultern das Ziehen. Da spannten sich die Sehnen und Muskeln zum Zerreißen, bis er plötzlich einen so harten Widerstand spürte, daß es nicht mehr weiterging.

Er ließ den Griff am Rand los und trat schweratmend zurück. Seine Arme spürte er kaum noch. Tonnengewichte schienen an den Gelenken zu hängen, als er die Hände dem Boden entgegenbaumeln ließ, mit den Armen schlenkerte und sich ausruhte.

Mit dem Rücken lehnte er dabei an einer Wand. Die Feuchtigkeit näßte auch seinen Umhang, er spürte sie auf der Haut, und dies war ein Zeichen für ihn, sich über den Erfolg seiner Bemühungen klar zu werden.

Um überhaupt etwas davon erkennen zu können, mußte er sich nach rechts wenden und in die seitliche Tiefe des Gewölbes schreiten. Diesmal nahm er eine Fackel mit, denn das eigentliche Geheimnis dieses unterirdischen Raums lag noch im Dunkeln.

Aber auch dieser Block wurde allmählich erhellt. Die Flammen griffen in die Finsternis wie zuckende Finger, als wollten sie mit ihren Kuppen alles abtasten.

Zuerst sah er die vier Schatten.

Schräg wuchsen sie vom Untergrund aus in die Höhe, und sie standen auch noch in einer gekippten Haltung, wobei sie von einem straff gespannten Seil gehalten wurden.

Unter ihnen lagen die entsprechenden Öffnungen, aus denen sie hervorgeholt worden waren.

Sie waren sehr wichtig für den Mann.

Dicht nebeneinander lagen sie. Die Räume zwischen ihnen hatten ungefähr die Breite eines Körpers. Bilder-Franz stellte sich so auf, daß er genau in der Mitte stand und sowohl in die rechten als auch in die linken Öffnungen blicken konnte.

Sie wirkten wie aus dem Steinboden herausgeschnitten. Schräg über ihnen standen die hochkant gekippten Grabsteine, gehalten von straff gespannten Seilen.

Es waren tatsächlich Gräber.

Auch leer?

Bilder-Franz wollte es nicht glauben. Aus seiner Kehle drang ein dumpfer Laut. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, in der rechten Hand hielt er die Fackel, das zuckende Licht fiel nicht allein über seine Gestalt, sondern auch in die Tiefe der Gräber.

Nein, sie waren nicht wirklich leer und tiefer als normale Gräber.

Aber auf ihrem Grund leuchtete etwas, das noch nicht zu erkennen war, jedoch in den folgenden Sekunden Gestalt annehmen würde, dessen war sich der Mann sicher.

Er wartete auf die vier unheimlichen Beschützer Baphomets, die ihm schon im Mittelalter zur Seite gestanden hatten…

***

So ähnlich wie die Bestie es bei mir versuchte, mußte auch Robert

Moor umgebracht worden sein!

Das schoß mir durch den Kopf, als dieses erste Monster auf mich zusprang.

Doch ich war bewaffnet, im Gegensatz zu dem Oberkommissar, den sie eiskalt erwischt hatten.

Zwar hatte ich mich zurückgeworfen, doch kneifen wollte ich auf keinen Fall.

Noch während ich nach hinten fiel, riß ich bereits meinen rechten Arm in die Höhe. Die Klinge blitzte für einen Moment auf, ein Warnsignal für die Bestie, das sie allerdings ignorierte.

Ihr Fehler.

Sie fiel fast auf mich, aber in den Dolch hinein. Ich hatte mich auf dem Boden liegend zur Seite gedreht, damit mich das Gewicht dieses zottigen Körpers nicht erdrückte, und hatte den Dolchgriff losgelassen. Die Klinge steckte tief im Körper des mörderischen Killers.

Reichte dieser eine Stoß?

Ich drehte mich noch einmal um die eigene Achse, bevor ich auf die Füße sprang und meine Beretta zog. Auch das Kreuz wollte ich einsetzen, denn es waren zwei Gegner.

Nur hatte das zweite Untier das Bild noch nicht verlassen. Es stand nach wie vor in seiner sprungbereiten Haltung. Nur das offene Maul zuckte gefährlich, die Augen bewegten sich, und auch die spitzen Ohren an den Seiten des kahlen Schädels vibrierten.

Ich ging ein wenig nach rechts. So konnte ich beide im Auge behalten. Wichtig jedoch war der, den ich erwischt hatte. Er lag auf dem Bauch, rührte sich nicht, aber sein Körper pumpte regelrecht.

Er zuckte mal hoch und fiel wieder zusammen.

Dabei behielt er einen gleichmäßigen Rhythmus bei. Seine Krallen hatten sich zusammengezogen, als wollten sie auf dem Steinboden nach irgendeinem Halt suchen.

Den gab es nicht, und so rutschten die spitzen Nägel über den glatten Stein hinweg. Wenn sie in die Fugen zwischen den Steinen gerieten, kratzten sie nicht nur darüber hinweg, sie brachen auch ab.

Durch die Muskeln lief ein Zucken und Zittern. Ich konnte auch erkennen, daß sie sich veränderten. Sie wurden grau und schlaff, die Kraft strömte fast sichtbar aus seinem Körper.

Und dann geschah etwas, das selbst mich überraschte. Als Bild war die gräßliche Gestalt zweidimensional gewesen. Als sie hervorsprang, hatte ich es mit einem dreidimensionalen Gegner zu tun.

Nun aber änderte sich dies wieder.

Der Mörder verwandelte sich zurück in ein zweidimensionales Wesen. Es drückte sich förmlich in die Steine des Fußbodens hinein, den Eindruck hatte ich jedenfalls.

Vor Schreck vergaß ich zu atmen. Ein schneller Blick auf das Bild

bewies mir, daß mir von dort im Augenblick keine Gefahr drohte, deshalb bückte ich mich und tastete mit den Fingern der rechten Hand nach meinem Gegner.

Ich strich über den kalten glatten Stein, aber fühlte keinen Körper mehr. Meinen Dolch konnte ich an mich nehmen. Kein Tropfen Blut klebte an der Klinge!

Auf meinem Rücken hatte sich eine Gänsehaut gebildet. Dieses lebende Gemälde stellte mich vor immer größere Rätsel.

Ich betrachtete es noch einmal.

Ein Wesen war hervorgesprungen, das zweite befand sich noch darin. Es sah so aus, als befände es sich auf dem Sprung, um mir an die Kehle zu fahren und mich umzubringen.

In meinem Hals saß ein dicker Kloß. Durch die Nase holte ich Luft, blickte noch einmal nach unten, schabte mit dem Fuß über die Stelle, wo das erste Untier lag. Ich spürte auch weiterhin keinen Widerstand. Die Bestie war eins mit den Steinen geworden.

Wieso?

Niemand war in der Nähe, der mir Auskunft über dieses Geschehen hätte geben können. Alle Rätsel mußten in diesem lebenden Bild verborgen sein. Ich wollte es genau wissen.

Ein wenig fürchtete ich mich schon davor, so dicht an das Gemälde heranzutreten.

Auch jetzt konnte ich mich darüber nur wundern. Da wo die erste Bestie gestanden hatte, befand sich ein tiefschwarzes Loch.

Konnte ich möglicherweise in das Gemälde hineinsteigen und so in eine andere Zeit gehen?

Der Gedanke daran war nicht nur fantastisch, er faszinierte mich regelrecht.

Eigentlich hatte ich den Auftrag diesen Bilder-Franz zu stellen, doch daran dachte ich in diesen Momenten nicht mehr. Das Bild übte auf mich eine magische Anziehungskraft aus, und ich stand nur einen Schritt davor.

Aber freiwillig eine Dimensionsreise zu unternehmen ist eine riskante Sache.

Ich hob den Blick ein wenig an, so daß ich die zweite Gestalt erkennen konnte.

Noch immer stand die Bestie auf dem Sprung, die mächtigen Muskeln gespannt, das Maul geöffnet, die Arme angewinkelt und gleichzeitig ausgestreckt. Dabei die ebenfalls dicken Finger so gebogen, daß die gefährlichen Krallen wie kleine Messer wirkten, deren Spitzen auf mich wiesen, als wollten sie jeden Augenblick in meine Haut schlagen.

Dahinter sah ich die Flammen.

Hell loderten sie auf, waren jedoch erstarrt, obwohl sie so wirkten, als wollten sie jeden Moment nach mir fassen und mich verbrennen.

Zu beiden Seiten der Feuerwand war die hölzerne Wand oder der Eingang durch den mächtigen Druck der Körper zersplittert worden. Auch die Holzstücke hatte der Künstler so gezeichnet, als flögen sie dem Betrachter direkt entgegen, so daß dieser nur noch die Hand auszustrecken brauchte, um sie aufzufangen.

Mich aber interessierte die Öffnung, wo einmal das erste Ungeheuer gehockt hatte. Vorsichtig streckte ich meinen linken Arm aus, während die Finger das Kreuz festhielten.

Kaum hatte ich den Handrücken direkt an die Öffnung herangebracht, da spürte ich bereits die Kälte, die über meine Haut strich, so daß sich die winzigen Härchen auf den Fingern in die Höhe stellten.

Das war eine besondere Kälte, nicht so eine, wie sie draußen lag.

Die Kälte, die aus dem Bild strömte, kam mir greifbar vor. Bald wie eine Masse, in die ich hineinfassen konnte, die sich um meine Hand legte, als wäre sie ein Vorhang.

Sie bewies mir gleichzeitig, daß ich mit meiner Vermutung recht gehabt hatte.

Vor mir lag tatsächlich der Einstieg in eine andere Dimension. Bevor ich mich entschied, was zu tun war, wollte ich die heilen Stellen des Gemäldes noch einmal genauer unter die Lupe nehmen. Mit beiden Händen fühlte ich nach, drückte auch dagegen und stellte fest, daß die Leinwand dem Druck meiner Finger nachgab.

Ich faßte auch die Bestie an.

Der Körper hatte die gleiche Temperatur wie die Umgebung.

Nichts an Wärme, nichts an Leben.

Und doch war er nicht tot.

Noch einmal streckte ich meine Hand in das Loch. Diesmal etwas tiefer, und schon spürte ich den Sog, dem auch das Kreuz nichts entgegensetzen konnte. Zwar veränderte es sich – es wurde dunkler, das war aber auch alles, keine gegenteilige Reaktion des Kreuzes war zu spüren.

Zerstören oder so lassen?

Diese Frage stellte sich mir, doch ich wurde einer Antwort enthoben, denn die andere Seite, die magische, handelte. Wahrscheinlich hatte ich zu lange gezögert. Ich hätte auch meine Hand wieder aus der Öffnung hervorziehen sollen, aber hinterher ist man immer schlauer.

Da jedoch erfaßte mich bereits die Magie der anderen Seite und riß mir den Boden unter den Füßen weg.

Ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte, fiel ich nicht nur gegen das Bild, auch hinein, und das Loch verschluckte mich wie einen hastig hingeworfenen Ball…

***

Sheila Conolly lächelte Suko zu, der im Sessel saß und zu der blonden Frau hochschaute. »Noch einen Tee, Suko?«
»Nein, danke, Sheila.«
Shao, Sukos Partnerin, wedelte lässig mit der Hand. »Gib ihm ruhig noch einen, dann geht es ihm vielleicht besser.«
»Wieso?«
»Du bist doch wieder mit deinen Gedanken woanders.«
Bill Conolly, der vierte im Bunde, stand dem Inspektor bei. »Das wäre ich auch.«
»Kann ich mir denken«, sagte Sheila lakonisch. »Ihr haltet doch alle zusammen.«
Bill nickte. »Natürlich. Wo kämen wir denn hin, wenn wir Männer uns stritten?« Er ließ den Drink in seinem Glas kreisen.
»Haltet ihr Frauen nicht auch zusammen?«
»Zwangsläufig.«
Der Reporter lachte und ließ sich in den Sessel fallen. Für einen Moment schaute er in die zuckenden Flammen des Kamins. Das Feuer wärmte das gesamte Zimmer und gab ihm einen gemütlichen Schein. Die vier Erwachsenen waren allein. Johnny Conolly saß in seinem Zimmer und sah sich einen Kinderfilm an, den er unbedingt hatte sehen wollen. Und Nadine, die Wölfin, pendelte zwischen den beiden Räumen hin und her. Mal ließ sie sich von den Erwachsenen, dann wieder von Johnny verwöhnen. Sie hatte es eigentlich am besten.
Bill trank einen Schluck Whisky. »Eigentlich sind wir ja zusammengekommen um über Johns neuen Wagen zu beraten.«
»Wovon er nichts weiß, und das finde ich blöd«, sagte Sheila.
Bill winkte ab. »Sei doch nicht so aufgeregt. Wir wollen ihm ja keinen aufdrängen oder kaufen, ich habe da nur ein Angebot bekommen. Da will jemand seinen fünf Jahre alten Bentley verkaufen. Sogar einen silbergrauen Wagen.«
»Der ist auch noch zu teuer«, sagte Suko.
»Im Prinzip ja«, gab der Reporter zu und hob den linken Arm.
»Wenn die Sache nicht einen Haken hätte, und zwar einen positiven.«
»Gibt’s den überhaupt?« fragte Shao spöttisch.
»In diesem Fall ja. Der Mann, der den Bentley verkauft, hat über seine Verhältnisse gelebt. Er hat gespielt und verspielt. Jetzt braucht er Geld, zudem steht er vor dem Konkurs und hat praktisch die Anweisung, alles zu Geld zu machen, was eben geht. Da bin ich natürlich aufmerksam geworden und habe mal vorsichtig nachgefragt.«
»Wie teuer?«
Bill hatte für Sukos Frage nur ein müdes Grinsen übrig.
»Einen Preis hat er nicht genannt. Er wollte von mir ein Angebot haben, das ich ihm nicht geben konnte, ohne Johns Einverständnis zu

besitzen.«

Dies verstanden alle, aber Bill war nicht begeistert, denn er schüttelte den Kopf. »Leider hat mir der Mann eine Bedingung gestellt. Ich soll bis morgen mittag meine Entscheidung bekanntgegeben haben. Sonst wird er den Wagen anderswo verkaufen.«

»Ein Bluff«, sagte Sheila.

»Ist möglich«, meinte Bill. »Muß aber nicht sein.«

»Und was willst du machen?« fragte Sheila.

»John befindet sich in Nürnberg, nicht?«

»Ja«, bestätigte Suko. »Du kennst ja die Geschichte mit Will Mallmann.«

»Ich wollte anrufen und habe euch als Zeugen eingeladen.«

Nach seinen Worten schwieg die Gruppe. Jeder fühlte sich unwohl. Sie konnten einfach nicht über den Kopf des Geisterjägers hinweg entscheiden.

Suko beendete das Schweigen. Er hob seine Hände und ließ sie klatschend auf die Oberschenkel fallen. »Wenn du meine Meinung wissen willst, Bill, so stimme ich dir zu. Er wird den Wagen nicht aus der Ferne kaufen können, aber er müßte uns seine ungefähren Preisvorstellungen sagen können.«

»Das meine ich auch«, erklärte Bill. »Aber eine andere Frage habe ich noch. Habt ihr eigentlich nie darüber miteinander gesprochen? Ihr seid oft zusammen. Hat John dir keine Preisvorstellungen genannt?«

»Leider nein. Außerdem hatten wir in den letzten Tagen kaum Zeit. Es war nur eine Hetzjagd.«

Der Reporter grinste. »Das kenne ich.«

Sheila deutete zum Telefon. »Dann ruf ihn an. Weißt du überhaupt, wo du ihn erreichen kannst?«

»Nein.«

»Du bist gut.«

»Aber ich«, sagte Suko.

Bill lachte leise. »Das wußte ich.«

Der Chinese griff in seine hintere Hosentasche und holte seine Geldbörse hervor. Aus dem hinteren Fach zog er einen Zettel. Dort hatte er sich die Nummer des Krankenhauses notiert, in dem Will Mallmann untergebracht worden war. »Das sind die Städtischen Krankenanstalten Nürnberg«, sagte er und wartete so lange, bis Bill den Hörer von dem in der Nähe stehenden Telefon abgehoben hatte. Der Reporter wählte die Vorwahl für Deutschland und anschließend die Zahlenfolge, die ihm Suko angab.

Bill drehte sich zu den anderen hin. »Hoffentlich verbinden sie mich auch mit unserem Freund.«

»Liegt er denn so schwer?« fragte Shao.

»Weiß nicht.« Einen Augenblick später änderte sich Bills

Gesichtsausdruck, da die Verbindung stand. Er sprach deutsch, als er sich mit Namen meldete und seinen Wunsch vortrug. Danach schwieg er und nickte.

»Was ist denn?« fragte Sheila.

»Sie verbinden mich weiter.«

»Schon ein Vorteil«, meinte Shao.

»Hallo, Will, du alter Tiger. Was machst du denn für Sachen?«

Bill lachte in den Hörer hinein.

Der verletzte Kommissar mußte ihn schon an der Stimme erkannt haben, darauf ließen die folgenden Reaktionen des Reporters schließen. Sie plauderten über den Fall und über die Schwere der Verletzung. Dann kam Bill Conolly zum eigentlichen Thema.

»Hör mal, ich möchte gern wissen, wo sich John Sinclair aufhält.«

»Kann ich dir nicht sagen!« Will hatte so laut gesprochen, daß es auch die anderen verstanden.

»Und worum geht es, Will?«

»Das ist eine lange Geschichte.« Der Kommissar räusperte sich und sprach wieder normal. Nur Bill hörte mit, und sein Gesichtsausdruck änderte sich. Er sah nicht mehr locker und fröhlich aus, sondern wirkte verkniffen und nickte hin und wieder.

»Das könnte für John gefährlich werden«, meinte er.

»In der Tat!« Mallmann sprach wieder laut.

Die beiden telefonierten noch einige Minuten miteinander, bis der Reporter mit den Wünschen aller Anwesenden für eine gute Besserung einhängte. Bedächtig griff der Reporter zu seinen Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an. Den Rauch blies er gegen das Kaminfeuer.

Die anderen sahen seinem Gesicht an, daß etwas nicht stimmte.

»Was hast du denn?« fragte Sheila.

Bill hob ruckartig den Kopf. »Wir können John nicht erreichen!«

»Ist das ein Wunder?«

»Im Prinzip nicht.« Bill schaute Shao an. »Es wäre auch nicht weiter tragisch, aber ich habe von Will Mallmann erfahren, in welch einer Situation sich John befindet.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich will es anders ausdrücken. Nürnberg scheint sich für John Sinclair zu einem verdammt heißen und gefährlichen Pflaster zu entwickeln.«

Jetzt wurde Suko hellhörig. »Weißt du mehr?«

»Nicht viel, aber der Fall kann brisant werden, wenn er es nicht schon ist.«

»Was hat er dir gesagt?«

»Suko, er konnte mir nichts sagen. Wenigstens nichts über John. Er berichtete mir nur von diesem gräßlichen Mord. Da ist ein Kollege auf scheußliche Art und Weise umgebracht worden. Will glaubt daran, daß die Killer aus einem Gemälde gestiegen sind, das er gesehen hat.

Er konnte die Bestien auch beschreiben. Eine Mischung aus Werwolf und Gorilla, wie er sagte.«

Niemand lachte. Die Freunde wußten, daß es Dinge gab, die sich nicht nur schrecklich anhörten, sondern es auch waren. Bis Suko wieder das lastende Schweigen brach. »Und diese Killer-Bestien will John jagen?«

»Er ist dabei.«

»Allein?«

Der Reporter verzog den Mund. »Wir alle kennen ihn. Ichglaube nicht, daß er die Hilfe der deutschen Polizei in Anspruch nehmen wird. Wird man ihm überhaupt glauben?«

»Wahrscheinlich nicht.«

Sheila stand auf, ging zum Kamin und legte ein Holzscheit nach.

»Wie ich dich kenne, Bill, sitzt du schon auf dem Sprung«, sagte sie, nachdem sie sich umgedreht hatte.

»Richtig.«

»Und wann fliegst du nach Germany?«

»So rasch wie möglich.« Bill warf auf Suko einen fragenden Blick.

Der Inspektor hob die Schultern. »Man hat mich vergattert, hier in London zu bleiben, falls nichts Überraschendes geschieht und sich John in einer lebensgefährlichen Lage befindet.«

»Woher sollen wir das denn wissen?«

»Das ist das Problem.«

Der Reporter wies auf das Telefon. »Soll ich deinen Chef anrufen, oder willst du es selbst machen?«

»Laß mal, ich übernehme das schon.«

»Dann wollt ihr also fliegen?« fragte Shao.

»Sicher.«

Sie erwiderte nichts. Auch Sheila schwieg, was Bill wiederum verwunderte. »He, hat es dir die Sprache verschlagen?« fragte er.

»Nein, nein, ich bin ja Kummer gewohnt und habe auch keine Lust, mitzureisen. Mir reicht die Tanzschule noch.«

»Kann ich verstehen.«

Suko hatte inzwischen seinen Chef erreicht und redete bereits mit Sir James. Der Alte hatte an diesem Abend wohl seine gute Stunde, er zeigte sich kooperationsbereit.

»Ich werde mit dir fliegen«, sagte der Inspektor.

Bill schenkte nach und hob sein Glas. »Auf in die Stadt Dürers«, erklärte er und fügte ein »Cheers« hinzu…

***

Bilder-Franz atmete sehr geräuschvoll aus. Selten in den letzten Tagen hatte er sich so wohl gefühlt wie zu dieser Stunde, wo er vor den offenen Gräbern stand, hineinschaute und auf dem Grund das

geheimnisvolle Flimmern sah.

Mehr konnte er nicht tun.

Alles andere würde sich ergeben. Wann das eintrat, konnte er nicht sagen, denn Zeit spielte oft genug keine Rolle für Wesen, die jenseits der weltlichen Gesetze und Regeln lebten.

Vier Gräber warteten darauf, gefüllt zu werden. Aber nicht von ihm, dafür von einer anderen, fremden, tief in der Vergangenheit liegenden Macht und Kraft.

Er strich über sein Kinn und wischte sich die Schweißperlen ab.

Die letzte Stunde hatte ihn angestrengt, und seine innere Gespanntheit war noch nicht gewichen.

Was nun folgte, konnte von ihm nicht mehr beeinflußt werden.

Jetzt waren andere Kräfte an der Reihe.

Er schritt wieder auf die breite Treppe zu und hatte das Gefühl, während er über die Stufen ging, manchmal in Schatten zu treten, die durch die tanzenden Flammen neben dem rotglühenden Schein erzeugt wurden. Wo Licht war, gab es auch Schatten. Selten sah man dies so deutlich wie hier. Ein Problem allerdings hatte er nicht lösen können.

John Sinclair!

Darüber ärgerte sich Bilder-Franz zwar nicht direkt, doch er spürte die innerliche Anstrengung oder Wut, die ihn gepackt hielt.

Dieser Mann hatte es tatsächlich geschafft, in sein Refugium einzudringen. Daß er selber durch den Verkauf des Bildes daran die Schuld trug, das gab er sich selbst gegenüber nicht zu.

Vor der Tür drehte er sich noch einmal um.

Er kannte die Brenndauer der Fackeln. Sie würden über Tage hinweg leuchten und das feuchte, unheimlich wirkende Gewölbe mit ihrem Licht erfüllen. Und sie würden auch denen den Weg weisen, die irgendwann aus den offenen Gräbern auftauchten, um die Schrecken des Mittelalters wieder lebendig werden zu lassen.

In dieser Gegenwart!

Nicht umsonst gab es in Nürnberg diese fantastische Altstadt, wo vieles noch so geblieben war, wie man es von früher her kannte.

Auch wenn man einen Teil der Altstadt neu errichtet hatte, doch man war dabei nach den alten Plänen und Bauweisen vorgegangen.

»Wenn ich zurückkehre, wird alles anders aussehen«, versprach Bilder-Franz, bevor er sich umdrehte und die Tür öffnete. Er war bereit, wieder seine Welt zu betreten, und quälte sich geduckt die enge Stiege hoch, die zu seiner Wohnung führte.

Am Geländer hielt er sich fest, mußte sich manchmal räuspern und fühlte sich auf einmal schlaff. Da unten im Gewölbe war seine eigentliche Heimstatt, da konnte er schalten und walten, da war er der Vertreter des großen Baphomet, aber in einer völlig normalen Welt

fand er sich nicht mehr zurecht.

In seinem Zimmer roch es noch nach Schnaps, als er die Tür aufstieß, die Maske abnahm und auch den Mantel auszog. Beides legte er auf den Tisch. Dabei stellte er fest, daß seine Hände zitterten.

Wieder trank er einen Schluck, stieß auf und dachte an seinen Besucher.

Er konnte von hier oben aus in den Laden schauen. Eine raffinierte Optik ermöglichte es, daß er den größten Teil seines Geschäfts dabei überblickte.

Schwer ließ er sich auf die Knie fallen. Genau in der Mitte des Fußbodens, aber so gut wie nicht zu erkennen, wenn man nicht wußte, wo sie sich befand, drückte er auf eine bestimmte Stelle, löste somit einen Kontakt aus, der einen quadratischen Teil des Bodens in die Höhe schnellen ließ. Es war ähnlich wie bei dieser Grabklappe, nur blieb diese Klappe im rechten Winkel zum Boden stehen.

Bilder-Franz beugte sich tiefer hinab und konnte den größten Teil des unter ihm liegenden Ladens überschauen, aber wo befand sich dieser Sinclair? War er verschwunden?

Daran konnte er nicht glauben, denn die Tür war nach wie vor verschlossen. Sie wies keinerlei Beschädigungen auf. Erhätte schon ein Beil haben müssen, um das Holz zu zerschlagen.

Diese Waffen standen ihm nicht zur Verfügung. Bilder-Franz ließ sich Zeit und suchte das Geschäft erneut ab.

Keine Spur von Sinclair.

Mit der Hand drückte er die hochkant stehende Klappe wieder zurück. Er hatte sich entschlossen, persönlich in den Laden zu gehen, auch wenn es für ihn gefährlich werden konnte.

Leider besaß er keine Waffe. Deshalb mußte er sich auf seinen jenseitigen Helfer verlassen.

Abermals lief er über die alte Treppe. Bevor sie zu den Gewölben weiterführte, knickte ein Gang nach rechts ab, der in eine Nische hineinführte, an deren Ende sich die Ladentür befand.

Das Flurlicht streifte noch soeben das rauhe Holzmuster der Tür und blinkte auf der Klinke.

Bilder-Franz atmete tief durch, bevor er sich überwinden konnte, die Tür zu öffnen und seinen Laden zu betreten.

Er hatte plötzlich das Gefühl, sich auf einem völlig fremden Gelände zu bewegen, obwohl er das Geschäft seit Jahren führte, glich er einem Kunden, der zum erstenmal einen Fuß über die Schwelle setzte und sich entsprechend unsicher fühlte.

Sehr sacht drückte er die Tür hinter sich zu. Es gab kaum ein Geräusch, und das paßte zu der irgendwie beängstigend wirkenden Stille, die über dem Geschäft lag.

Nervös rieb Bilder-Franz seine Nase. Da er sich geduckt hatte, wirkte

er noch kleiner, als er ohnehin schon war. Sein Blick war lauernd.

Wie ein Dieb schlich er an der Reihe der aufgehängten Bilder entlang. Er setzte seine Schritte so gut wie lautlos, drehte sich häufig um, ohne einen Verfolger zu entdecken, schritt dann die vier Treppenstufen hoch und blieb dicht vor der Eingangstür stehen, um sich diese und das Schloß genau anzusehen.

Nein, hier war keiner entkommen. Schloß und Tür waren unbeschädigt.

Sinclair mußte noch da sein. Oder war er etwa zu dem Zeitpunkt in den Keller gegangen, als sich Bilder-Franz in der Wohnung aufhielt und durch die Luke schaute?

Der Mann rechnete mit allem. Er nahm sich vor, das Gewölbe noch einmal zu betreten.

Bevor er dies jedoch in die Tat umsetzte, dachte er an den dunklen Teil des Geschäfts.

Da stand das Bild. Er hatte es extra so aufgebaut, daß es trotz seiner Lage noch vom Schein einer Laterne erfaßt wurde. Er bewegte sich durch eine Bildergasse. Innerlich angespannt, mit einem plötzlichen Angriff rechnend und starr nach vorn schauend. Dann drückte er sich nach rechts, weil er sein Ziel von der Seite her ansteuern wollte.

Wie vor eine Wand gelaufen, blieb er stehen. Sein Blick fiel auf den Boden und blieb direkt vor seinen Fußspitzen haften.

Im Stein zeichnete sich etwas ab.

Die Umrisse einer Gestalt.

Wieder fiel der Mann auf die Knie. Um besser sehen zu können, holte er ein Feuerzeug hervor und schaltete es ein. Die kleine Flamme bewegte sich entgegengesetzt zu seiner Handbewegung, sie tanzte, flackerte und zeichnete trotzdem die Umrisse des Schattens genauer nach.

Die Kehle des Mannes wurde plötzlich trocken. Er hatte die Gestalt erkannt.

Sie gehörte nicht auf den Boden, sondern in das Bild.

Es war tatsächlich eines der Monster!

Er schüttelte den Kopf. Obwohl er sich mit der Magie auskannte und ein Diener Baphomets war, wurde er von dieser Tatsache überrascht. So etwas hatte er für unmöglich gehalten. Das Bild war nicht normal, es gelang ihm, seine Dimensionen zu verändern, aber wieso war die Bestie zu einem Schatten geworden, der zudem eine Verbindung mit dem Steinboden eingegangen war?

Da gab es nur eine Erklärung.

»Sinclair, verflucht! Sinclair, du verdammter Hund!« Er sprach den Namen des Geisterjägers wütend und voller Haß aus. Dabei zuckten nicht nur seine Lippen, auch die Wangen gerieten in heftige Bewegungen. »Du verdammter Hund, du, du…« Er redete nicht mehr

weiter. Speichel drang aus seinem Mund und sprühte vor den Lippen. Es dauerte seine Zeit, bis er sich wieder gefangen hatte.

Er stand auf.

Kalt war es ihm geworden. Auf seinem Rücken lag die zweite Haut wie eine dicke Schicht. Er hatte seine Hände zu Fäusten geballt und spürte wieder den Schweiß an seinen Fingern. Sogar Schwindel erfaßte ihn, als er weiterging.

Irgendwo mußte das Bild sein.

Nach zwei Schritten blieb er abrupt stehen. Da stand es, als wäre nichts geschehen.

Der Blick des Händlers fiel auf das zweite Monster, er sah auch die Flammen und die eingebrochene Wand und dort, wo sich das erste Monster befunden hatte, noch etwas.

Zuerst wollte er es nicht glauben.

Bilder-Franz stand auf dem Fleck und zitterte. Er wischte über sein Gesicht, die Lippen bewegten sich, aus seinem Mund drang ein scharfes Zischen, das sich veränderte und zu einem lauten, gellenden Lachen wurde.

Triumphgelächter.

Er hatte es geschafft!

***

Von einer Weltraumkälte war ich berührt worden, und die verdammte Kälte blieb auch, als mir der Boden unter den Füßen weggerissen wurde und man mich in eine Welt hineinzog, die keinerlei Grenzen mehr aufwies. Ich war zu einem Spielball der Kräfte geworden.

Wenn ich es auch gewollt hätte, es wäre mir unmöglich gewesen, dagegen anzugehen. Diese Mächte waren einfach zu stark, zu hart und auch mächtig.

Gab es ein Ziel?

Bestimmt.

Nur mußte ich mich dabei von meinem mathematischen Denken lösen. Länge, Höhe und Breite, diese Dimensionen waren plötzlich aufgehoben. Andere Kräfte hatten die Regie übernommen.

Wie im Krampf hielt ich mein Kreuz fest. Es war für mich der Rettungsanker, und tatsächlich war es dem Kreuz schon des öfteren gelungen, mich kraft seiner weißen Magie aus Situationen herauszuholen, die so gut wie ausweglos gewesen waren.

Plötzlich hatte ich das Ziel erreicht.

Ich flog nicht mehr, ich stand, obwohl ich unter meinen Füßen keinen Kontakt spürte. Auf irgendeine Weise hatte ich das Gefühl, etwas auszufüllen, das zuvor leer gewesen war.

Ich öffnete die Augen. Auch das war eine Selbsttäuschung, denn

während meiner gesamten Reise hatte ich sie nicht geschlossen gehabt und doch nur in die Dunkelheit gestarrt.

Allmählich lichtete sich die Finsternis. Ob fern oder nah, das war mir nicht bekannt, jedenfalls sah ich den grauen Schleier, der sich meiner Ansicht nach immer näher heranschob und wie die Morgendämmerung die Dunkelheit verschluckte.

Nun gab die Dämmerung Hoffnung auf einen neuen Tag. Meine Hoffnung hatte einen ziemlichen Dämpfer erhalten, als es mir endlich wieder gelang, näher über die Umstände nachzudenken.

Ich fühlte mich als Gefangener!

Bewegen konnte ich mich nicht, ich war steif, von unsichtbaren Fesseln eingeschnürt. Nur das sich immer weiter ausbreitende Grau nahm ich wahr.

Es blieb nicht dabei.

Etwas schälte sich hervor.

Umrisse, Gestalten, Gegenstände.

Ein Raum.

Angefüllt mit Bildern und Staffeleien.

Den kannte ich doch! Noch funktionierte mein Denkapparat nicht optimal, aber ich erholte mich langsam, konnte die Bilder erkennen, ohne jedoch die Motive direkt zu sehen, und wunderte mich über die Perspektive. Ich war durch den Laden gegangen, hatte mir vieles angeschaut, aber aus einer anderen Richtung.

Und jetzt blickte ich praktisch zur Tür hin. Ich hätte sie unter Umständen sehen können, wenn die Bilder nicht mein Sichtfeld versperrt hätten. Auch war mein Blick nicht klar und scharf wie sonst, etwas hatte sich darüber gelegt.

Ein Grauschleier…

Ich versuchte, den Kopf zu drehen.

Es klappte nicht.

Weder die Arme, Hände noch die Beine konnte ich bewegen.

Diese nicht sichtbaren Fesseln blieben, ich war steif, sie hielten mich fest, und sosehr ich mich auch anstrengte, ich blieb in der Haltung wie eine Figur.

Wieso?

Ich kam mit meinen Überlegungen nicht weiter, da mich eine Bewegung aus dem Innern des Ladens ablenkte.

Ich sah jemanden.

Die Gestalt war wie ein wandelnder Schatten. Zudem hörte ich kein Geräusch, aber der andere näherte sich. Er änderte sogar die Richtung, weil er ein bestimmtes Ziel hatte.

Zwischendurch fiel er auf die Knie und untersuchte den Fußboden. Ich erinnerte mich daran, daß eines der Monster aus dem Bild gesprungen und zu einem zweidimensionalen Schatten geworden war,

der sich mit dem Boden vereinigt hatte.
Der Mann erhob sich wieder, trat näher. Sein Gesicht, bisher an eine sich bewegende, schwammige Puddingmasse erinnernd, nahm Konturen an. Ich kannte die Person.
Es war Bilder-Franz.
Und er hatte auch mich gesehen.
Sogar das Staunen und die Überraschung sah ich in seinen Augen. Bis er den Mund aufriß und gellend anfing zu lachen.
Es mußte ein schallendes Gelächter sein, obwohl ich keinen Laut vernahm, aber seine Haltung sagte mir genug.
Der amüsierte sich köstlich und zeigte auf mich. Der Mund klappte zusammen, er bewegte kurz die Lippen, so daß ich die Worte ablesen konnte.
Noch einmal wiederholte er sich, bis ich endgültig Bescheid wußte.
Er steckt im Bild!

***

Genau das war es!
Ich steckte in diesem verfluchten Gemälde, das im Prinzip nur wie ein Bild aussah, tatsächlich aber eine magische Falle war, in die ich hineingeraten war.
Nicht nur das.
Ich, John Sinclair, hatte den Platz der ersten Bestie eingenommen.
Demnach mußte über mir und mit ausgestreckten Armen sowie sprungbereit das zweite Untier auf der Lauer liegen.
Diese Erkenntnis trug ebensowenig dazu bei, meine Hoffnung zu stärken, wie das Benehmen des Mannes, der mich anstarrte, dabei lachte und sich auch vor mir verbeugte, als hätte er etwas Besonderes mit mir vor, wobei er mich gleichzeitig verspottete und mir seine Stärke bewies.
Ich gab es zu.
Er hatte gewonnen!
Bilder-Franz sprach mit mir. Hastige Worte, die ich nicht hörte.
Ich konnte mich nur an den Bewegungen seiner Lippen orientieren.
Der Händler verstand es wirklich, seinen Triumph nach außen hin zu dokumentieren, und ich war der Verlierer.
Jedes Ding hat zwei Seiten. Ich war in das Bild hineingekommen, also mußte es auch einen umgekehrten Weg geben.
Nur – wer sollte ihn mir zeigen? Bestimmt nicht Bilder-Franz, der triumphierte, daß ich endlich ein Gefangener seines Gemäldes war.
Und er genoß seinen Sieg weiterhin.
Wie ein Dieb in der Nacht schlich er um das Bild herum. Es war von der Wand weggezogen worden und stand auf einem Holzgestell. Manchmal, wenn er wieder in mein Sichtfeld geriet, streckte er seine

Arme aus, als wollte er über die bemalte Fläche tasten.
Das traute er sich noch nicht. Schließlich blieb er vor mir stehen und nickte mir mit einem süffisanten Lächeln auf den Lippen zu.
Ich hatte das Gefühl, daß es ein Abschiedslächeln sein sollte, und täuschte mich nicht. Er drehte sich plötzlich um, winkte noch hämisch und ging davon. Wohin ihn sein Weg führte, sah ich nicht.
Jedenfalls verließ er den Raum nicht durch den offiziellen Eingang.
Und ich blieb zurück.
Einsam, allein.
Als Figur in einem Gemälde. Jederzeit konnte ich von meinen Feinden manipuliert werden.
Was konnte ich tun?
Im Moment nichts. Mir fehlte einfach die Beweglichkeit, aber ich konnte denken. Und auch reden, wie ich sehr bald feststellte, als ich mich über mein Schicksal mit einem laut gesprochenen »Verflucht« beklagte.
Reden?
Etwas schob sich in meinem Gedankenapparat zusammen und verdichtete sich zu einer Lösung.
Das war es.
Ich mußte etwas rufen.
Und zwar die Formel!
Ich war der Gefangene einer fremden, möglicherweise mir noch unbekannten Magie. Wenn ich die Formel rief, um mein Kreuz zu aktivieren, setzte sich eine andere Magie dagegen.
Und zwar eine sehr mächtige.
Diese Möglichkeit behielt ich zunächst einmal im Hinterkopf und suchte dabei noch nach einer anderen Chance.
Sie war nicht vorhanden.
Es blieben mein Kreuz und die Formel zur Aktivierung.
Noch einmal holte ich tief Luft. Das konnte ich immerhin. Einen Moment später sprudelte ich die Worte hervor.
»Terra pestem teneto – Salus hie maneto!«
Und das Kreuz reagierte, doch auf eine andere Art und Weise, als ich es mir vorgestellt hatte…

***

Seit seiner Einlieferung in das Krankenhaus hatte Kommissar Mallmann keinen so unruhigen Tag gehabt. Zuerst der frühe Besuch seines Freundes John Sinclair, dann der am Nachmittag folgende Anruf von Bill Conolly, der Informationen hatte haben wollen und selbst keine Erklärungen abgegeben hatte. Seinen Zustand hatte Will Mallmann vornehm mit dem Wort bescheiden umschrieben.
Er kam sich so nutzlos vor. Wie oft hatte er sein Büro und seinen

Schreibtisch verflucht, weil er lieber draußen an der »Front« arbeitete, jetzt aber sehnte er sich nach den vier Wänden in Wiesbaden zurück.

Tage- und nächtelang hätte er freiwillig dort verbracht, nur um aus diesem verdammten Krankenzimmer zu entkommen.

Die Kugel hatte ihn ziemlich hart erwischt, zum Glück keine lebenswichtigen Organe verletzt, aber die Verwundung war doch so schwerwiegend, daß der Kommissar die nächsten Tage im Bett verbringen mußte.

Und aus den Tagen würden mindestens noch zwei Wochen werden, bevor er aufstehen konnte.

Eine verdammt lange Zeit.

Seine trüben Gedanken wurden unterbrochen, als jemand die Tür öffnete. Dr. Heister betrat das Zimmer, zwei Schwestern im Schlepptau. Sie kamen zur Abendvisite.

»Nun, Kommissar, wie fühlen Sie sich?« Heister blieb neben dem Bett stehen, die Hände hatte er in den Kitteltaschen vergraben.

Will schielte ihn von unten her an. Seine Haut war bleich. Die Römernase stach spitz hervor. »Wollen Sie das wirklich wissen, Herr Doktor?«

»Ja.«

»Aber hier sind Damen im Raum.«

Da mußte der Arzt lachen. »Ja, das kann ich mir schon vorstellen.« Sein Gesicht wurde ernst. »Haben Sie starke Schmerzen, Kommissar, daß Sie so reagieren?«

»Schmerzen ja. Nur andere, als Ihnen bekannt sein dürften.«

»Welche?«

»Ich habe nur eine Frage. Wann komme ich denn hier raus?«

Der Arzt holte tief Luft. »Wann Sie entlassen werden können?«

Er betonte jedes einzelne Wort.

»Dann wären auch meine Schmerzen oder Beschwerden verschwunden.«

»Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Kommissar. Rechnen Sie mit mindestens vier Wochen.«

»Das darf doch nicht wahr sein!«

»Es ist die Wahrheit.«

»Und weshalb?«

»Kommissar, diese Kugel hätte Sie töten können. Sie haben ein unwahrscheinliches Glück gehabt, daß Sie überhaupt noch am Leben sind. Überlegen Sie mal, und rechnen Sie dagegen. Was sind schon vier Wochen Aufenthalt in einem Krankenhaus dagegen?«

»Aus Ihrer Sicht stimmt das. Ich sehe es anders. Ich muß Verbrecher jagen…«

»Aber das BKA hat doch noch mehr Beamte.«

»Klar. Nur bin ich in einer besonderen Sparte tätig. Ich…« Will

Mallmann winkte matt ab. »Tut mir leid, Doktor. Sie würden es nicht verstehen. – Was gibt es zu essen?«

»Noch bekommen Sie keinen Eintopf.«

»Wieder nur diese Suppe?«

Beide Schwestern nickten. Eine sagte: »Sie enthält die Aufbaumittel, die Sie benötigen.«

»Dann meinetwegen.«

Arzt und Schwestern verschwanden wieder. Minutenspäter schob eine Lernschwester auf einem dieser Tablettwagen das Essen ins Zimmer. Die Kleine lächelte freundlich, stellte das Kopfteil etwas höher und wollte den Kommissar füttern.

»Nicht mehr!« sagte Mallmann scharf. »Die Zeiten sind vorbei!«

»Entschuldigung, ich wußte nicht…« Die Kleine fuhr zurück.

Will lachte matt. »Schon gut, Kind. Ich werde heute allein essen.«

Das tat er auch. Er löffelte die Suppe ohne Appetit. Sie schmeckte noch schlechter, als sie aussah. Etwa ein Drittel von dem Zeug ließ der Kommissar stehen, obwohl die Schwester wieder schimpfen würde. Der Kommissar ließ sich zurücksinken und atmete sorgenschwer aus.

Es waren nicht einmal die eigenen Sorgen, die ihn plagten, viel mehr Gedanken machte er sich um John Sinclair und den Anruf ihres gemeinsamen Freundes Bill Conolly.

Was kam da auf den Geisterjäger noch alles zu? Er war nach Nürnberg geflogen und steckte wahrscheinlich schon bis zum Hals in Schwierigkeiten.

Ausgerechnet jetzt konnte Will Mallmann ihm nicht helfen.

Der Kommissar zuckte zusammen, als das Telefon summte. Sofort dachte er an John. Er hob ab.

»Ja?«

»Spreche ich mit Mallmann?«

Das Gesicht des Kommissars verzog sich. »Ja, mit dem reden Sie. Und wer sind Sie?«

»Wir kennen uns nicht persönlich, Kommissar, aber ich will es Ihnen gern sagen. Ich bin derjenige, der Ihnen die Killer geschickt hat. Sie haben auch das Bild geholt, denn es ist ungeheuer wichtig für mich. Ich will Ihnen etwas sagen. Es ist kein normales Gemälde. Die beiden Bestien, die darauf zu sehen sind, können sich in ihren Ausmaßen oder Dimensionen verändern. Verstehen Sie?«

»Bisher nicht.«

Der andere stieß einen wütenden Laut aus. »Gut, ich erkläre es Ihnen. Aus zweidimensionalen Gestalten werden dreidimensionale, die ebenso beweglich sind wie Menschen. Sie sind sogar in der Lage, das Bild zu verlassen, jetzt wissen Sie Bescheid.«

Wills Hand umkrampfte hart den Hörer. »Ja, ich weiß, daß die Unholde Robert Moor gekillt haben.«

»Sehr richtig.«
»Haben Sie mich deshalb angerufen, Herr Unbekannt?«
»Nein, es gibt noch einen anderen Grund. Ich hatte Besuch. Ein Engländer war oder ist noch bei mir. Nur hat er das Pech gehabt, einen Schritt zu weit zu gehen…«
»Reden Sie!«
»Sollten Sie jemals wieder in der Lage sein, das Krankenhaus zu verlassen, werden Sie ihn sehen können. Allerdings zweidimensional. Sie verstehen, Kommissar…«
Es knackte in der Leitung, der Unbekannte hatte aufgelegt. Will rief noch einige Worte hinein, doch er hatte keine Verbindung mehr. Der Hörer rutschte ihm aus der Hand und fiel auf den Apparat. Plötzlich schlug Wills Herz schneller. Jeder Schlag drückte gegen die frische Wunde, so daß Schmerzen durch Mallmanns Brust schossen.
Vor dem Anruf hatte Will Mallmann an seine Hilflosigkeit gedacht und sie verflucht. Jetzt verfluchte er sie noch stärker. Am liebsten wäre er aus dem Bett gesprungen und losgerannt, doch er lag hier und fühlte sich wie angekettet.
Natürlich hatte der Anrufer seinen Namen nicht genannt, aber Will wußte auch so, wer seinen Triumph losgeworden war.
Bilder-Franz.
Die Kollegen hatten herausgefunden, daß das Bild von ihm verkauft worden war, und sie hatten den Mann auch verhört. Herausgekommen war, soviel sich Will erinnern konnte, dabei nichts.
Wäre der Anruf nicht gewesen, hätte sich Mallmann nie dazu durchgerungen, sich an seine Kollegen zu wenden. Soaber hatte er Angst um John Sinclair. Der leitende Beamte stand im Range eines Kommissars und hieß Friedmann. Will hatte ihn nur kurz kennengelernt, er konnte nur hoffen, daß er seinen Argumenten zugänglich war.
»Da haben Sie aber Glück gehabt, Herr Mallmann. Ich wollte gerade nach Hause gehen.«
»Das wird wohl nicht mehr möglich sein.«
»Wieso?«
»Hören Sie zu, Herr Friedmann, ich habe vor einigen Minuten einen, wie ich meine, folgenschweren Anruf erhalten…« Will berichtete dem Kollegen, was er erfahren hatte, doch das Schweigen des anderen nach dieser Auskunft drückte seine Hoffnungen.
»Und was haben Sie gemeint, Herr Mallmann?«
»Sie müssen sich um diesen Bilder-Fritz kümmern.«
»Bilder-Franz, meinen Sie, nicht Bilder-Fritz.«
»Natürlich.«
»Aber was sollen wir tun? Wir haben den Mann verhört. Gegen ihn liegt nichts vor. Wenn Sie jetzt den Anruf meinen, Herr Mallmann, so

wird er ihn sicherlich abstreiten, wenn wir ihn danach fragen.«
»Aber ich bin sicher.«
»Das nützt uns nichts.«
Will verdrehte die Augen. »Und was ist mit unserem Kollegen John Sinclair? Er befindet sich möglicherweise in Lebensgefahr.«
»Das kann sein. So wie ich den Oberinspektor verstanden habe, wollte er den Fall allein angehen. Er würde uns schon informieren. Ich habe auch entsprechende Direktiven von ganz oben bekommen, mehr kann ich nicht sagen.«
»Dann entschuldigen Sie, bitte.«
»Nichts für ungut, Kollege, und gute Besserung.«
»Ja… danke.« Die letzte Antwort klang bereits ziemlich lahm und schwach. Will atmete tief und schwer durch, bevor er gegen die Decke starrte. Seine Augen brannten. Er fühlte sich innerlich leer und verbraucht.
Wenn er nur aus diesem Zimmer gekonnt hätte.
Die Schwester kam, lächelte, trat an Wills Bett und nahm den Teller an sich. »Hat es Ihnen geschmeckt, Herr Mallmann?« Im nächsten Augenblick war das Lächeln aus ihrem Gesicht wie weggewischt. Sie hatte Wills Blick mitbekommen und verließ das Krankenzimmer beinahe fluchtartig…

***

Ich konnte mich wieder bewegen!
Dieser gedachte Satz glich einem innerlichen Jubelschrei. Es war einfach die Freude über diese Befreiung.
Aber war ich tatsächlich frei?
Nein, Freiheit bedeutet, selbst bestimmen zu können, wohin man sich wenden und gehen will.
Das genau konnte ich nicht. Eine andere Macht hatte die Kontrolle über mich.
Mein Kreuz!
Ein Talisman, der mir nichts Böses tat, der für mich hergestellt worden war, und dies in biblischer Zeit. Das Kreuz hatte seinen Weg durch die Jahrhunderte, sogar Jahrtausende genommen. Den Weg hatte ich nicht verfolgen können, immerhin wußte ich, daß es einmal einer alten Zigeunerin gehört hatte und auch einem Mann namens Hector de Valois.
Wenn ich mich auf etwas verlassen konnte, dann auf das Kreuz.
Das mich beschützte und auch jetzt nicht versagte, als ich durch den Tunnel der Zeiten trieb.
Wo ich auch »landen« oder herauskommen würde, war mir egal.
Jedenfalls hatte das Rufen der Formel etwas in Bewegung gesetzt, und ich fühlte mich auch nicht mehr nur als Statist.

Um mich herum rauschte es, als würden Wasserfälle auf mich niederprasseln. Naß wurde ich nicht. Dafür hörte ich ferne, unbekannte Stimmen.

Bis ich Kontakt hatte.

Es war eine wunderbare weiche Landung, ein Hineinsegeln in eine andere Dimension oder Zeit. Die Umgebungdes Geschäfts war verschwunden, ich sah keine Bilder mehr, keine Staffeleien oder irgendwelche Wände und Gewölbe.

Freie Natur!

Kalte Luft, aber nicht so kalt, wie ich sie in Nürnberg erlebt hatte.

Dafür klarer, eine Luft, die sich hervorragend atmen ließ.

Ich mußte meine Reise erst einmal verdauen, spürte den kalten Schauer auf meinem Rücken und fand mich auf einem schmalen, schneebedeckten Weg wieder, der vom Tal her in die Höhe führte und dort endete, wo ich einen gewaltigen Schatten sah.

Eine Burg!

Ich blieb stehen, starrte ebenfalls hoch und sah mir die Burg an.

Sie kam mir im Prinzip bekannt vor, obwohl ich sie noch nicht so gesehen hatte wie jetzt.

Möglicherweise hatte man im Laufe der Zeit an ihr um – oder angebaut. Ich dachte nach. Woher kannte ich die Burg? Ich hatte sie vor nicht allzu langer Zeit erst gesehen.

Natürlich, es lag auf der Hand. Das war die Nürnberger Burg.

Wer in die Stadt kam, konnte sie überhaupt nicht übersehen. Sie lag hoch über der Stadt auf einem Berg und war prächtig anzusehen.

Ich war also nicht an einen anderen Flecken auf dieser Erde geschafft worden und befand mich nicht in einer anderen Dimension.

Die Lösung war viel einfacher.

Nürnberg!

Durch die Magie des Kreuzes war ich in das alte, winterliche und mittelalterliche Nürnberg geschafft worden. Über diese Erkenntnis erschrak ich nicht einmal, denn eine solche Reise in die Vergangenheit war mir nicht neu. Das hatte ich zuletzt bei den schwebenden Leichen von Prag erlebt, als ich auf den Höllenfriedhof gestoßen war.

Ebenso wie Prag konnte man auch Nürnberg als eine Stadt mit großer Vergangenheit bezeichnen. Hier hatten Handwerker, Kaufleute und Künstler ihre Spuren hinterlassen. Einer der bedeutendsten Maler der Welt war hier geboren worden.

Albrecht Dürer.

Als mir sein Namen einfiel dachte ich gleich an ein besonderes Bild von ihm. An die vier Reiter der Apokalypse aus der Johannes-Offenbarung. Und diese vier Reiter kannte ich ebenfalls. Ich hatte sie nur unter einem anderen Namen kennengelernt.

AEBA – die Horror-Reiter.

Es war nicht gut, daß meine Gedanken zu weit abschweiften, ich mußte mich mit der für mich existierenden Gegenwart befassen, und sie war die Burg und die Stadt.

Etwa auf halber Höhe befand ich mich und schaute hinunter auf die Dächer der zahlreichen Häuser, die sich um das Ufer der Pegnitz drängten. Die Burg interessierte mich nicht sonderlich, da war die Stadt selbst schon wesentlich wichtiger für mich. Zudem wollte ich den Ort aufsuchen, aus dem es mich in die Vergangenheit verschlagen hatte.

Der Weg führte in die Stadt. Es mußte eine der Hauptstraßen sein, denn auf dem Weg nach unten liefen zahlreiche Gassen auf sie zu. Der Hang war ebenfalls bebaut worden. Auf den Dächern der meist sehr kleinen Häuser lag eine dicke Schneeschicht. Träge stieg der Rauch aus den Kaminen und verteilte sich im bleigrauen Himmel.

Menschen sah ich kaum. Die Kälte hatte die Leute in die Häuser gedrängt. Wenn mir jemand entgegenkam, dann zu Fuß oder auf alten Holzschlitten hockend, die als Transportmittel für Holz und Waren dienten.

Schon bald wurde die Bebauung dichter, wurden die Straßen enger. Die Häuser besaßen die typische Bauweise des Fachwerks.

Manche Dächer waren hochgezogen, andere flach und hüttenähnlich.

An den Scheiben klebten oft genug dicke Eisblumen, die Türen waren geschlossen, ebenso die kleinen Läden der Handwerker. Hin und wieder hörte ich ein Hämmern oder Sägen. Manchmal drang auch ein angenehmer Geruch durch die Gassen. Zumeist strömte er aus einer der Bäckereien.

Wenn mir Menschen begegneten, schauten sie michzumeist aus großen Augen an. Ihre Gesichter schützten sie durch um den Kopf gewickelte Tücher. Die Kragen der Mäntel oder Umhänge standen hoch. Manche hatten sich auch einfach Felle umgehängt.

Die Altstadt hatte ich inzwischen erreicht, mich in dem Wirrwarr der Gassen jedoch verirrt. Ohne Hilfe würde ich den Platz, den ich suchte, nicht finden.

Wen sollte ich fragen?

Das hellklingende Hämmern, das durch die Gassen schallte, war wie eine Einladung für mich. Es vermischte sich in den folgenden Sekunden mit dem dünnen Klang einer Kirchenglocke, der über den Hang wehte und die Menschen zum Gebet mahnte.

Ich hatte nicht vor, eine Kirche zu betreten, sondern drückte mich in eine Einfahrt. Sie lag zwischen zwei Häusern, war sehr eng, entsprechend dunkel, doch vom Ende der Einfahrt hatte ich den hellen Klang vernommen, und ich ahnte schon, um was es sich dabei handelte. Dort waberte auch der rötliche Schein.

Der Schnee war in der Einfahrt geschmolzen. Ich schritt über den

feuchten Lehm, erreichte einen Hof, sah links von mir das Feuer und rechts eine Mauer, an der zahlreiche Eisenringe befestigt waren. Dort wurden die Pferde angebunden, deren Hufe der Schmied neu beschlug. Nur ein Pferd stand an der Mauer. Wegen der Kälte hatte man ihm eine lange Decke übergelegt.

Ich war noch nicht gesehen worden und hielt mich auch weiterhin im Schatten.

Der Schmied arbeitete, obwohl er Besuch hatte. Wahrscheinlich war es der Besitzer des Pferdes. Er stand in der Schmiede, sprach sehr laut und ging schließlich zu seinem Tier, schwang sich in den Sattel und ritt davon.

Mich sah er nicht.

Ich wartete noch einen Moment. Der Glockenklang war verstummt. Dann ging ich auf die vorn offene Schmiede zu.

Wer einen Blick hineinwarf, hatte das Gefühl, in die Höllezu schauen. Da glühte das Schmiedefeuer in der gemauerten Esse, da zischte und dampfte es, die Glut strahlte ab und schob mir eine Wärmewolke entgegen.

Der Schmied und sein Gehilfe trugen lange Lederschürzen. Ihre geröteten Gesichter zeugten von der anstrengenden Arbeit. Der Schmied, ein kräftiger bärtiger Mann, schlug mit dem Hammer auf ein Stück Eisen und drosch es vor meinen Augen platt.

Sein Gehilfe stand am Blasebalg und schürte das Feuer. Vom Dach der offenen Schmiede rann das Tauwasser in dicken Tropfen.

Ich war nicht in die Schmiede hineingegangen, sondern vor ihr stehengeblieben. Von vorn traf mich die Wärme, an der Rückseite spürte ich die Kälte. Etwas Ungesünderes konnte es kaum geben.

Erst wenn die beiden Männer mich ansprachen, wollte ich mich rühren. Entdeckt hatten sie mich schon, denn der Meister warf mir hin und wieder forschende Blicke zu. Er war ein Schmied wie aus dem Bilderbuch, ein kleiner Herkules, der durch seinen Bart noch finsterer aussah.

Mit einer Hand schwang er den schweren Hammer, der auf das Eisen klatschte, und es wirkte so, als hätte er nur ein Stück Holz in der Hand. Jeder Schlag ein Treffer.

Schließlich übergab er seinem Gehilfen den Hammer und schaute mich an.

Ich nickte.

»Kommt näher!«

Ich sprach einigermaßen deutsch. Aber dieser mittelalterliche fränkische Dialekt war für mich kaum zu verstehen. So glich es eher einem Raten, als ich nach seinen Worten die Schmiede betrat und weg vom Feuer ging, weil es mir dort zu heiß war.

Ich mußte etwas Besonderes an mir haben, denn der Schmied

betrachtete mich von oben bis unten. Wahrscheinlich war es die Kleidung, und auch mein Reittier suchte er vergeblich.

»Was hat Euch hergeführt, Fremder?«

»Eine gewisse Not.« Ich hoffte, mit dieser Antwort den richtigen Einstieg gefunden zu haben.

»Wenn ich Euch helfen kann…«

»Ich bin fremd in der Stadt«, erklärte ich dem Schmied, »und suche ein bestimmtes Haus.«

Er blickte mich mißtrauisch an. »Aus welch einem Land kommt Ihr?«

»Es liegt sehr weit.«

»Und was wollt Ihr?«

Jetzt ging es ums Ganze. Wie sollte ich ihm beibringen, daß ich das Haus vom Bilder-Franz suchte, das ich aus der Zukunft kannte.

»Seid Ihr ein Besucher?«

»So ähnlich…«

Der Schmied nickte. »Dann werdet Ihr bestimmt an dem Spektakel teilnehmen wollen…«

Möglicherweise war das der entscheidende Hinweis. Ich antwortete mit einem »Ja«.

Plötzlich wurde der Schmied nachdenklich. Er gab keinen weiteren Kommentar, sondern versuchte, mir den Weg zu erklären. Ich verstand nicht sehr viel davon, aber die Namen Pegnitz und Henkersteg waren doch herauszuhören.

»Und dort muß ich hin?«

»Ja, es ist die Zeit des Ungeheuers und des Todes. In dieser Nacht werden wieder viele Menschen sterben, das habe ich schon in meinen Träumen gesehen. Geht hin, und ergötzt Euch, ich kann es nicht.«

Er wandte sich scharf ab, griff nach seinem Hammer und musterte mich fast feindselig über die Schulter.

Sicherheitshalber ging ich zurück, grinste ein wenig und verschwand schnell in der Einfahrt.

Dort dachte ich über das Gehörte nach.

Den Henkersteg kannte ich. Allerdings aus meiner Zeit. Ich hatte den Begriff auf dem Stadtplan von Nürnberg gelesen. Und den trug ich bei mir. Verflixt, das war die Idee.

Eigentlich hätte ich darüber lachen können. Da stand ich tief in der Vergangenheit und holte einen Stadtplan aus der Zukunft hervor, um die Straßen und Gassen zu suchen, die ich in der Vergangenheit aufsuchen wollte. Fast wie in einem Film von Steven Spielberg.

Es erwies sich als Vorteil, daß man die Altstadt fast so gelassen hatte, wie sie einmal gewesen war, so konnte ich mich anhand des Planes orientieren und erreichte auch die Pegnitz.

Über Nürnberg lag ein düsterer Himmel. Er zeigte fast die gleiche Farbe wie das Eis auf dem Wasser. Träge schwammen die Schollen

gegen die beiden Ufer.

An einigen Stellen ragten kleine Stege in das Wasser hinein. Sie wirkten im Eis wie festgefroren. Auch die Lastkähne konnten sich nicht mehr bewegen. Wenn ein Boot fuhr, dann in der schmalen Rinne auf der Mitte des Flusses.

Man hatte Fackeln angezündet. Entlang des Ufers standen sie aufgereiht. Die düster wirkenden Flammen tanzten im leichten Wind, das Pech stank irgendwie widerlich. Ein scharfer Geruch traf des öfteren meine Nase.

Ich schritt über eine alte Brücke. Hier begegneten mir wesentlich mehr Menschen. Frauen, Kinder und Männer. Alle waren dick vermummt, nur die wenigsten sprachen.

Am anderen Ufer, wo die Fackeln brannten, erreichte ich eine Straße. An der einen Seite wurde sie von eng zusammenstehenden Häusern begrenzt. Über den Dächern lagen dünne Rauchfahnen, die aus den Kaminen quollen.

Aus einer Tür trat eine Familie mit zwei Kindern. Sie schritten auf eine bereitstehende Kutsche zu, deren Pferde unruhig mit den Hufen scharrten.

Nicht weit von mir entfernt sah ich einige Lagerhäuser, die ich ebenfalls passierte. Die Tore standen offen. Nur konnte kein Schiff mehr ablegen, also wurde auch keines mehr beladen. Die Schiffer standen oder hockten zusammen und wärmten sich an den Kohlefeuern. Andere waren in die Schenken gegangen, wo es hoch herging. Männerlachen schallte bis auf die Straße.

Ich suchte einen bestimmten Turm, der den Henkersteg markierte. Er konnte nicht mehr weit entfernt sein, und als ich die Lagerhäuser passiert hatte, sah ich ihn bereits.

Der Turm ragte über die Dächer hinweg. Er stand dicht am Ufer, wo eine Brücke begann, die über den Fluß führte. Neben dem Turm stand eine Schenke. Sie war die größte, die ich bisher gesehen hatte.

Irgend etwas sollte hier stattfinden. Vielleicht eine Hinrichtung, ich würde es schon in Erfahrung bringen.

Vor der Schenke herrschte viel Betrieb. Die Leute unterhielten sich. Manche laut, andere flüsternd. Leider verstand ich nur wenig, aber ich sah oft genug ihre Gesichter im Schein der Fackeln und erkannte die Gänsehaut auf ihren Wangen.

Sie fürchteten sich vor irgendeiner Sache.

Neben dem Gasthaus standen die Pferde. Ich kannte die Eisenringe von der Schmiede her. An sie wurden die Zügel gebunden, so daß die Tiere nicht fortlaufen konnten.

Ich überlegte bei einer Zigarette, was ich tun sollte. In die Schenke hineingehen und mich unter das Volk mischen?

Das wäre nicht schlecht gewesen. Dort erfuhr man am meisten.

Aber ich befand mich leider nicht in meiner Zeit. Ich würde auffallen, vielleicht sogar als Feind behandelt werden, so war es für mich ein Risiko, in das Lokal zu gehen.

Irgend etwas irritierte mich. Ich schaute nach links und sah einen jungen Mann, der mich unverwandt anstarrte.

Als ich ihm zulächelte, verzogen sich seine Lippen. Er trat einen Schritt näher, starrte auf meine Zigarette, die ich zu Boden warf, wo die Glut im Schneematsch verzischte.

»Wer seid Ihr?« fragte er mich.

»Ein Fremder. Und wer seid Ihr?«

»Ich bin ein Student der Rechte.«

»Das ist gut.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, es ist nicht gut. Hier wird bald ein großes Unrecht geschehen.«

Ich wunderte mich über seine Sprache. Sie klang zwar altertümlich, war aber gut zu verstehen.

»Ich mag auch kein Unrecht.«

»Aber Ihr seid gekommen, um es zu sehen.«

Da ich noch immer nicht wußte, was er meinte, hob ich die Schultern. »Möglich.«

Er kam noch näher. Gegen die Kälte schützte er sich mit einem dicken Umhang, der innen gefüttert war. Auf seinem Kopf saß eine Wollmütze, das Gesicht war schmal. Es wirkte bläulich, anscheinend fror er. »Glaubt Ihr an Hexen, Fremder?«

»Kaum.«

»Aber die Menschen hier glauben daran. Wenn sie eine Hexe sehen, bringen sie sie um.«

»Und das soll heute geschehen?«

»Ja. Sie haben einen Finsterling beschworen, einen unheilvollen Geist«, flüsterte der Student. »Er wird erscheinen und die Hexen töten. Es sind schlimme Zeiten, in denen wir leben.«

Wann waren die mal nicht schlimm? dachte ich. »Habt Ihr so etwas schon erlebt?«

»Nein, nur gehört. Ich will es mir ansehen und darüber schreiben. Das ist ein großes Unrecht.«

»Weshalb erzählt Ihr mir das alles?« fragte ich.

Der Student nickte. »Das ist eine gute Frage. Ich habe Euch beobachtet. Ihr seid anders.«

Ich lächelte. »Wieso?«

»Eben anders als die Menschen hier. Ihr seht so aus, als wolltet Ihr Euch nicht mit Ihnen abgeben, ebenso wie ich. Mein Name ist Georg von Sprünge.«

»Ich heiße John.«

»Ein sehr ungewöhnlicher Name.«

»Ich sagte schon, daß ich nicht von hier bin.«
»Deshalb auch die Kleidung.«
»Sicher.«
»Dann müssen wir wohl warten, John. Darf ich Euch vielleicht zu einem Glas ins Gasthaus einladen?«
»Eigentlich gern«, sagte ich, »doch ich möchte mich ein wenig umschauen.«
»Das kann ich verstehen. Soll ich Euer Führer sein?«
»Wenn Ihr wollt.«
»Ja, ich habe Zeit.«
»Wer soll denn getötet werden?« erkundigte ich mich.
»Die Menschen kenne ich nicht, aber ich habe erfahren, daß sie bereits hier sind.«
»Und wo?«
Er deutete an mir vorbei. »Seht ihr den Turm dort? Dort gibt es alte Verliese«, flüsterte Georg von Spränge. »Sie warten darin schon seit Tagen auf ihre Hinrichtung.«
»Ich möchte mit ihnen sprechen!«
Diese Antwort erschreckte ihn so sehr, daß er einen Schritt zurücktrat und seine behandschuhte Rechte gegen den offenen Mund preßte. »Ihr wollt mit ihnen sprechen?«
»Ist das schlimm?«
»Wenn man Euch erwischt, seid Ihr verloren.«
»Werden die Gefangenen bewacht?«
»Ja.«
»Aber es gibt einen Weg?«
»Dort stehen Wachen.«
»Geht Ihr mit, Georg?«
Ich hatte ihn durch meine letzte Frage in eine Zwickmühle gebracht. Er wußte nicht so recht, was er antworten sollte. Einerseits kämpfte er gegen das Unrecht, auf der anderen Seite war er sehr neugierig und gleichzeitig nicht lebensmüde, denn die Wächter würden verdammt aufpassen.
»Wie ist es?«
»Ihr wißt, daß es sehr gefährlich ist, John.«
»Das riskiere ich.«
»Und wenn man uns stellt?«
Ich hob die Schultern. »Wird Euch da nicht als Student der Rechte etwas einfallen? Sagt doch, daß Ihr als Advokat mit den Gefangenen reden wollt…«
George von Spränge lächelte breit. »Ihr seid nicht dumm, Fremder. Nein, Ihr seid wirklich nicht dumm.«
»Man muß immer das Beste aus einer Lage machen.«
»Das sagte schon mein seliger Vater, Ja, ich fühle, daß wir es

schaffen können, deshalb gehe ich mit in die Kerker, die sehr tief liegen und auch gefährlich sind.«

»Wieso?«

»Man sagt, sie seien verhext. Die Wächter trauen sich nicht heran und nicht hinein. Nur wenn sie die Gefangenen bringen und abholen.«

»Werden die Menschen nicht verpflegt?«

»Nein, Todgeweihte bekommen nichts. Sie können das Wasser von den Steinen ablecken. Einige sind schon vor der Hinrichtung verhungert.«

»Wie viele sind es denn heute?«

»Ich weiß es nicht genau. Vielleicht vier.«

»Und sie werden in einer Nacht hingerichtet?«

»Ja, ein Richter hat sie abgeurteilt. Heute soll es besonders schlimm sein. Die vier sind sehr gefährlich. Sie gehören einer Sekte an, die der Erzbischof mit dem Teufel in Verbindung bringt. Manche sagen, es seien Magier.«

»Kennt Ihr die Sekte?« fragte ich.

»Nein, ich weiß von nichts. Aber mir ist bekannt, daß es Menschen gibt, die mit dem Bösen in Verbindung stehen. Ich möchte gern mit ihnen reden, weil es für meine Studien wichtig ist.«

»Das glaube ich gern.« Ich legte meinem neuen Freund eine Hand auf die Schulter. »Laßt uns gehen.«

»Bleibt noch. John, ich möchte von Euch etwas wissen.«

Er schaute mich an. Sein Gesicht war schmal. Die Nase stach wie ein Finger aus ihm hervor.

»Bitte, redet.«

»Der Turm ist düster und gefährlich. Aber noch schlimmer sind die Wärter. Sie kennen keine Gnade. Wenn sie uns sehen, werden sie uns töten, habt ihr verstanden?«

»Sicher.«

»Und Ihr seid ohne Waffen?«

»Nein, mein lieber Georg.«

»Nein, nein.« Er schüttelte den Kopf und breitete seine Arme aus.

»Wo befindet sich Euer Schwert oder der Degen?«

Ich sagte ihm nicht, daß ich aus der Zukunft stammte, sondern erwiderte: »In meiner Heimat gibt es andere Waffen.«

»Darf ich sie sehen?«

Ich wollte ihn nicht verunsichern und schüttelte den Kopf. »Jetzt nicht, später vielleicht, wenn ich möglicherweise gezwungen werde, sie einzusetzen.«

Er schaute mich nachdenklich an. »Ihr scheint wirklich von sehr weit herzukommen, John.«

»Es geht.«

Ich hatte natürlich durch meine Antworten seine Neugierde geweckt,

ging aber davon aus, daß es besser war, wenn ich die Wahrheit für mich behielt.

So gingen wir in die Richtung, wo sich der Turm befand. Trotz der Kälte stand die große Eingangstür zur Schenke weit offen. Die Deckenlampen schaukelten und warfen ihr zuckendes Licht über die geröteten Gesichter der Gäste.

Dem Alkohol wurde kräftig zugesprochen, und man trank auch vor dem Gasthaus. Stände waren aufgebaut worden. Auf den kleinen Kohleöfen standen Kessel mit heißem Tee. Er wurde krugweise verkauft. Einige Male rempelte man uns an. Viele Männer hatten schon einen über den Durst getrunken. Neben dem Gasthaus und ein wenig versetzt mußte sich der Abtritt befinden. Von dort wehte uns ein bestialischer Gestank entgegen.

»Manchmal ist es nicht schön, Mensch zu sein«, sagte Georg von Spränge. »Man schämt sich dessen.«

»Wie recht Ihr habt.«

»Dann denkt Ihr auch so?«

»Ja.«

Er lächelte. »Vielleicht werde ich einmal ein Gelehrter. Dann versuche ich, die Menschen zu ändern.«

Ich schlug ihm auf die Schultern. »Mein lieber Freund, das haben schon ganz andere gewollt und es nicht geschafft. Ihr könnt mir glauben.«

»John, Ihr sprecht, als wüßtet Ihr mehr.«

»Vielleicht weiß ich das auch.«

»Es wäre schön, wenn wir mal Zeit fänden und Ihr mir von Eurer Heimat berichten könntet.«

Ich gab keine Antwort. Diese Zeit würde ich wohl kaum finden.

Zudem interessierte mich der Turm mit der angebauten Brücke über den Fluß. Auf dem Wasser schimmerten dunkelblau die Eisschollen. Durch die Strömung wurden die Schollen gegen die Pfeiler der Brücke getrieben. Das erzeugte jedesmal ein Krachen und Dröhnen.

Vor uns stieg der Turm in die Höhe.

Er mußte sehr alt sein, denn seine Bauweise erinnerte mich an die Romanik. Ähnliche Türme kannte ich von den alten englischen Burgen her, die ein Jahrtausend und manchmal mehr auf dem Buckel hatten.

Die Wände waren bespickt mit zahlreichen, lukenartigen Fenstern. An dem grauen Gestein klebte auch das Eis, und auf dem Spitzdach des Turms lag noch der festgefrorene Schnee.

Über dem Eingangstor brannten Fackeln. Wie Schleier strich der dunkelrote Widerschein an der Außenwand in die Höhe und zuckte bei jedem Windstoß wie ein Irrlicht.

Der Platz vor dem Turm war ziemlich groß, aber leer. Es schien so, als hätten die Menschen Angst, ihn zu betreten. Vielleicht wollten sie

sich auch erst Mut antrinken.
Im Schatten einiger mit Schnee beladener Bäume stand ein Leiterwagen, dessen Oberteil als Käfig gebaut war. Ein Todeskarren, in dem die Kandidaten zur Hinrichtung gefahren wurden.
»Wo befinden sich die Wächter?« fragte ich.
Mein Begleiter wußte es auch nicht genau. »Ich nahm an, daß wir sie im Turm finden würden.«
»Dann laßt uns gehen.«
Er stieß mich an. »Wollt Ihr es Euch nicht noch einmal überlegen? Denkt an die Gefahr, in die Ihr Euch begebt.«
»Nein, ich habe mich einmal entschlossen. Ich will die Gefangenen sehen. Wenn sie zu der Gruppe gehören, für die ich sie halte, wird es sehr interessant.«
»Aber was…?«
»Später, mein Lieber, später…« Ich war entschlossen, meinen Weg zu gehen. Und der führte mich auf das Turmtor zu. Es war gewaltig. Um es aufzubrechen, mußte man schon Rammen einsetzen.
»Wenn es verschlossen ist, können wir wieder zurückgehen«, sagte der Student.
Es war nicht verschlossen, und auch den langen Holzriegel hatte man nicht vorgelegt. Den gleichen Riegel entdeckte ich an der Innenseite, als wir den Turm betreten hatten.
Georg von Spränge war hinter mir geblieben und drückte die Tür so behutsam wie möglich wieder ins Schloß. Wir wollten bei unserem Eintritt nicht unnötig auffallen.
Es war nicht dunkel. In dem hallenartigen unteren Raum des Turms brannte Feuer. Die Flammen zuckten aus flachen Schalen hoch, die auf eisernen Ständern standen. Sie gaben der Halle ein besonderes Flair und huschten als Licht- und Schattenstreifen auch über den glatten Steinboden, auf dem wir standen.
Außer uns beiden befand sich niemand in dieser Halle. Sie enthielt auch keine Gegenstände, und die Wände waren ebenfalls kahl, bis auf das Spiel aus Licht und Schatten.
Georg hatte wieder Mut gefaßt und sich von mir entfernt. Auch seine Gestalt warf einen tanzenden Schatten auf den Boden. Er begleitete ihn bis in den Hintergrund der Halle, wo sich die Dunkelheit zusammenballte, als Georg stehenblieb und mir zuwinkte.
Ich ging zu ihm.
»Hier sehe ich eine Treppe!« flüsterte er.
Ja, sie führte in die Verliese. In unserer Höhe wand sie sich um eine Säule herum und führte anschließend als Wendeltreppe in die Spitze des Turms.
Wir wollten nach unten.
Georg von Spränge war schon vorgegangen und auf dervorletzten

Stufe stehengeblieben. Er horchte in die Tiefe des Kellers hinein und drehte sich dabei zu mir um. »Ich… ich höre Stimmen …«

»Von mehreren Personen?«

»Ja, das sind die Aufpasser.«

»Gehen wir.«

Da er zögerte, machte ich den Anfang und schob mich an ihm vorbei. Zuerst hörte ich seine Schritte nicht. Es dauerte einige Sekunden, bis er sich entschloß, mir zu folgen. Dabei murmelte er Worte, die ich nicht verstand. Vielleicht bedauerte er sein Schicksal.

Möglicherweise sollten ihn die Worte auch aufrichten.

Über alte, nicht geglättete Steinstufen schritten wir hinweg. Uns drang nicht einmal die Wärme irgendeines Fackelfeuers entgegen.

Dementsprechend kalt und feucht war es. Die Temperaturen lagen um den Gefrierpunkt herum. An manchen Stellen der Innenwände schimmerte ein heller Eisfilm.

Geräuschlos konnten wir nicht in die Tiefe steigen. Das war auch nicht nötig, denn die Wächter schienen mir ziemlich sorglos zu sein.

Sie unterhielten sich lautstark.

Auch in die Tiefe führte die Treppe. Als wir zwei Kurven hinter uns gelassen hatten und der Blick über die Stufen hinweg in die Tiefe glitt, fiel uns der rote Feuerschein auf, der sich zu einer geisterhaft wirkenden Wolke vereinigt hatte.

Dort mußten die Aufpasser hocken.

Einer von ihnen grölte ein Trinklied. Er sang nur die erste Strophe. Danach hörten wir das anschlagen von Tonkrügen und schlürfende Geräusche, als die Männer tranken.

»Die betrinken sich«, flüsterte Georg.

»Um so besser für uns.«

»Ja, das kann man sagen. Wie wollt Ihr sie denn überwältigen? Oder vielleicht bestechen?«

»Hätte ich Gold, wäre dies eine Möglichkeit. Aber das können wir vergessen.«

»Ich habe ein wenig.«

»Laßt es mal sein, Georg. Die andere Lösung ist, so glaube ich, besser.« Ich streckte meinen rechten Arm zur Seite hin aus und drückte den Studenten ein wenig zurück. »Laßt mich als erster gehen.«

»Ihr habt wenig Angst, John.«

»Das scheint nur so.« In der Tat war mir ziemlich mulmig zumute. Wenn sie uns erwischten, würden sie uns ebenfalls einsperren und möglicherweise hinrichten.

Ich drückte mich auf der Wendeltreppe eng an die Mauer, so daß mein Blick über die restlichen Stufen nach unten fiel und ich die Wärter sah.

Es waren vier.

Sie hockten an einem kleinen Tisch, auf dem ein großer Krug mit Wein stand. Beleuchtet wurde die Szene vom Schein mehrerer Fackeln, die in Eisenhaltern an den Wänden steckten.

Jenseits des Tisches begann ein Gang, der in die Tiefe des Turms führte. Dort mußten die Verliese liegen.

Es war nicht leicht, den Gang zu betreten, denn ein von der Decke bis zur Erde reichendes Gitter versperrte den Zutritt. Ich sah auch das große Schloß. Es gehörte zu einer im Gitter befindlichen Tür, durch die man den Gang betreten konnte.

Freiwillig würden die vier Männer uns den Weg nicht freigeben.

Es waren wild aussehende Typen. Sie trugen schmutzige Kleidung.

Zwei von ihnen hatten ihre Hüte in den Nacken geschoben und sich Felle um die Schultern gelegt.

Rauh klang ihr Lachen, ihre Trinksprüche waren ähnlich, und sie tranken mit großen Schlucken. Erst jetzt sah ich das in der Nähe stehende Faß. Aus ihm konnten sie nachschenken.

Diese Männer waren die typischen Landsknechte oder Söldner.

Bei ihnen würde es Stunden dauern, bis sie sich so stark betrunken hatten, daß sie unter den Tisch fielen, und so lange konnten wir nicht warten.

Ich hatte einen Blick auf ihre Bewaffnung geworfen. Die Lanzen lehnten an den Wänden, die Säbel aber trugen sie umgeschnallt, zudem steckten noch Keulen in ihren breiten Gürteln.

Sie hatten uns bisher noch nicht gesehen, da wir noch im Schatten standen.

Einer der Kerle, dessen rotes Haar mit dem Bart in Höhe der Ohren zusammenwuchs, griff nach dem Krug und erhob sich. Er wollte ihn aus dem Faß nachfüllen. Um dorthin zu gelangen, mußte er sich drehen, was er auch tat.

Mitten in der Bewegung verharrte er.

Das hatte seinen Grund, denn wir waren entdeckt!

***

Hätte Bilder-Franz einen Zuhörer gehabt, so hätte dieser Mann annehmen können, einen Wolf zu hören, so hörte sich das Lachen oder Triumphgeheul an, das Bilder-Franz ausstieß. Er hatte selbst daran nicht glauben wollen, aber dieser Sinclair war tatsächlich in dieses lebende Bild hineingegangen und kam nicht mehr heraus.

Bis zu dem Zeitpunkt, als die magische Formel gerufen wurde und Bilder-Franz den Eindruck hatte, als würde das Gemälde vor seinen Augen explodieren.

Er sah das strahlende Leuchten, ein Blitzen, wurde geblendet, schrie auf, warf sich zu Boden und vergrub sein Gesicht in den Beugen seiner Ellenbogen.

Dabei fluchte er wieder und schalt sich selbst einen Idioten, weil er nicht besser achtgegeben hatte.

Etwa eine halbe Minute blieb er in dieser unbequemen Haltung hocken, bevor er sich traute, den Kopf zu heben und nachzusehen, was mit dem Bild geschehen war.

Es stand noch da.

Nur hatte sich sein Motiv verändert. Wo er vor kurzer Zeit noch den Engländer gesehen hatte, befand sich nur noch ein schwarzer Fleck, aber keine Spur von Sinclair.

Bilder-Franz wischte über seine Augen, weil er es einfach nicht glauben wollte. Er verzog den Mund, die Haut anseinen Wangen bildete dabei Kuhlen, der Mann redete mit sich selbst, ohne allerdings etwas erreichen zu können.

Das Loch blieb.

Vorsichtig trat er an das Bild heran. Er sah das in seiner Sprunghaltung erstarrte Monster und die ausgestreckten Pranken, die nach ihm schlagen wollten und sich zum Glück nicht mehr rührten, das war aber auch alles.

»Du verfluchter Hund!« keuchte er. »Du… du …« Ihm fehlten plötzlich die passenden Schimpfworte. »Wie hast du das nur geschafft? Wie, zum Teufel noch mal?«

Obwohl er das Bild als lebendig und lebend bezeichnete, erhielt er keine Antwort. Und auch in der schrecklichen Fratze der Bestie rührte sich nichts. Alles blieb stumm.

Der Mann öffnete und schloß seine Hände. Wieder wischte er über seine Stirn, auf der sich ein Schweißfilm gebildet hatte. Zudem spürte er in seinem Magen einen unangenehmen Druck, weil er sich sicher war, daß ihm dieser Engländer das Geschehen aus der Hand genommen hatte. Wie konnte jemand so einfach aus dem Bild verschwinden?

Über seinen Rücken kroch ein Schauer. In der geduckten Haltung blieb er auch, als er sich auf der Stelle umdrehte und sich mit scharf blickenden Augen im Raum umsah.

Nein, er konnte den Mann nicht entdecken. Sinclair hatte das Bild zwar verlassen, aber er war nicht in diesem Geschäft. Er mußte woanders hingeschleudert worden sein.

Aber wo?

Bilder-Franz glaubte an Magie. Wer zu Baphomet gehörte, der dachte eben anders über die Welt. Wo konnte Sinclair hingeschleudert sein?

Der Begriff magische Zeitreise fiel ihm ein. Und das war für ihn die einzige Möglichkeit. Ja, etwas anderes konnte er sich nicht vorstellen. Der Engländer mußte eine magische Zeitreise hinter sich gebracht haben. Er war sicherlich irgendwo in den Dimensionen oder der Vergangenheit verschollen.

»Ich weiß nicht, wer dahintersteckt«, flüsterte Bilder-Franz und sprach zu sich selbst. »Aber ich hoffe, daß es gut ist, was der andere getan hat.«

Danach kümmerte er sich wieder um seine eigenen Probleme.

Vorwürfe brauchte er sich nicht zu machen. Innerhalb des Gewölbes hatte er alles so eingerichtet, wie Baphomet es hatte haben wollen.

Wann und ob er selbst in Erscheinung treten würde, wußte Bilder-Franz nicht genau.

Möglicherweise zeigte er sich auch nicht selbst, sondern schickte seine Diener, damit sie in den Gassen der Altstadt Angst und Schrecken verbreiten konnten.

Sie waren schließlich gefährlich genug und man kannte sie auch unter dem Namen Horror-Reiter…

***

Der Söldner hatte sich durch unseren Anblick so erschreckt, daß ihm der Krug aus der Hand rutschte, zu Boden fiel und zerbrach.

Langsam stemmte sich der Rothaarige wieder hoch, hielt den Blick auf uns gerichtet und stieß ein Zischen aus.

Es galt seinen drei Kumpanen, die die letzten Tropfen aus ihren Bechern geleert hatten und jetzt die Köpfe drehten.

Acht Augen starrten uns an. Und man konnte die Blicke nicht gerade als freundlich bezeichnen. Wir machten uns auf einiges gefaßt.

»Habt Ihr diese Augen gesehen, John?« fragte Georg. »Die werden uns zerschlagen, teeren und federn. Ich kenne das.«

»Wartet es ab, mein Junge«, erwiderte ich cool, »aber bleibt bei mir, und redet mit ihnen.«

Zum Zeichen meiner Friedfertigkeit hob ich beide Arme an.

Diese Geste war international verständlich und auch nicht an irgendwelche Zeiten gebunden.

Sie trauten uns nicht. Ihre Fäuste lagen auf den Griffen der Säbel.

Sie waren bereit, die Waffen jeden Moment zu ziehen und gegen uns einzusetzen.

»Ich wünsche den Herren einen guten Abend«, sagte ich, »und hoffe, daß Ihnen der köstliche Wein gemundet hat.«

In meiner Zeit hätte man über die Worte gelacht. Die Aufpasser lachten zwar nicht, dafür starrten sie mich an, verzogen die Gesichter und schüttelten ihre Köpfe.

»Laßt mich lieber reden«, schlug Georg von Spränge vor.

»Bitte.«

Er hatte sich selbst überwunden und blieb neben mir auf der gleichen Stufe stehen. Wahrscheinlich hatten die Söldner eine eigene Sprache oder einen bestimmten Dialekt. Ich jedenfalls verstand kaum ein Wort.

Die Unterhaltung verschärfte sich. Ich sah mir die Männer an. Sie

machten auf mich nicht den Eindruck, als könnte sie die Rede des Studenten beeindrucken.

Der Rothaarige war am schlimmsten. Er schüttelte stur den Kopf, während er sprach. Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter. Er war verzweifelt damit beschäftigt, die vier Aufpasser umzustimmen.

»Hat es Sinn?« fragte ich.

»Nein, John.«

»Was haben sie denn gesagt?«

Der Student hob die schmalen Schultern und rückte fahrig seinen um den Hals geschlungenen Schal zurecht. »Sie haben entsprechende Befehle, kennen uns nicht und sollen jeden Fremden, der den Turm betritt, dem Kommandanten vorführen.«

»Was heißt das für uns?«

»Wir würden zunächst einmal in ein Verlies geworfen und müßten dort warten…«

»Dazu habe ich keine Lust.«

»Aber Ihr könnt nicht gegen sie kämpfen, John!«

»Mal sehen.«

Beide hörten wir das schleifende Geräusch, als der Rothaarige seinen Säbel aus der Scheide zog. Plötzlich blitzte die lange Klinge auf. Feuerschein und Schattenmuster tanzten über sie hinweg, der Mann stieß einen Schrei aus, und auch die anderen drei zogen ihre Waffen.

Ich handelte ebenfalls.

Georg von Spränge erhielt von mir einen Stoß, der ihn gegen die Wand beförderte, dann zog ich meine Beretta. Der kleine Gegenstand in meiner rechten Hand schien den Rothaarigen nicht zu beeindrucken. Er hatte sich bereits in Bewegung gesetzt und wollte die Stufen zu mir mit einem Satz hochspringen.

Dabei schwang er seinen Säbel kreisförmig über dem Kopf. Ich kannte diese Art von Attacken, genau zum richtigen Zeitpunkt würde er die Waffe nach unten sausen lassen.

Seine drei Kumpane rückten schon nach, während ich Georg von Spränge sicherheitshalber ein wenig zurückzog, um aus der unmittelbaren Reichweite der Waffen zu gelangen.

Ich schoß.

Der Angriff des Rothaarigen wurde gestoppt. Er hatte mit dem rechten Fuß bereits die dritte Stufe berührt, knickte nun ein, preßte seine Hand gegen die rechte Brustseite, wo ihn das Geschoß erwischt hatte, und fiel zurück, weil ihn die Schwäche übermannte.

Dabei kippte er so schnell, daß die anderen drei nicht mehr rasch genug zur Seite weichen konnten. Er riß sie mit in die Tiefe.

Sekundenlang bildeten die Aufpasser ein Knäuel aus Menschenleibern. Sie mußten erst wieder zu sich finden, das kostete Zeit, die ich ausnutzen konnte.

Den Rest der Treppe nahm ich mit einem Schwung, prallte dabei gegen den Tisch, der umkippte, und Georg erlebte plötzlich als Zuschauer eine Szene, wie er sie noch nie gesehen hatte.

Sinclair in Action.

Der erste kam wieder hoch. Sein Säbel zeigte noch zu Boden. Dafür geriet der Kopf in meine Nähe.

Auf ihn schlug ich.

Der Lauf meiner Beretta traf ihn verdammt hart. Er schüttelte sich, als hätte er einen Wasserguß abbekommen, und fiel wieder zu Boden.

Blieben noch zwei.

Den anderen erwischte ich ebenfalls. Ich zog ihm den Hut über die Augen, hämmerte ihm eine Linke dicht über die Gürtelschnalle in den Körper und schlug ihn, als er sich vorbeugte, ebenfalls bewußtlos.

Der vierte Wächter hatte es geschafft, auf die Beine zu gelangen.

Mit einem gewaltigen Sprung warf er sich zurück und prallte mit dem Rücken gegen das Gitter, dessen Stäbe durch den Druck vibrierten und durchgeschüttelt wurden.

Seinen Degen hielt er fest. Und damit wollte er mich aufspießen.

Der Söldner konnte nicht nur mit der Waffe umgehen, er war auch verdammt schnell, aber ich war schneller. Gedankenschnell tauchte ich zur Seite, bückte mich dabei und hob mit der freien Hand einen nicht zerbrochenen Weinkrug auf.

Den schleuderte ich dem Mann entgegen.

Es war ein blitzschneller Wurf, dem er nicht ausweichen konnte.

Zwar traf ich ihn nicht am Kopf, ich erwischte seine Schulter, er wurde herumgewirbelt, der Krug fiel zu Boden, zerbrach endgültig, und dann war ich bei ihm.

Mit einem Karatetritt lähmte ich seinen Waffenarm, ein zweiter Tritt erwischte ihn unter dem Kinn, sein Kopf flog zurück und knallte gegen das Gitter.

Es reichte.

Der Mann verdrehte die Augen und sackte zusammen. Mit dem Rücken rutschte er noch an den Stäben entlang. Er setzte sich auf seine vier Buchstaben und blieb so hocken.

Ich sah mir die anderen an. Drei waren bewußtlos, einen hatte ich mit der Kugel erwischt. Die Wunde befand sich an der rechten Seite, dicht über dem Gürtel und nahe der Hüfte. Der Mann hatte seine Hand darauf gepreßt. Er war bleich geworden. Auf der Stirn der Schweiß als Perlen, die aussahen wie Fettaugen.

Er würde überleben, wenn er in ärztliche Behandlung kam.

»Wir werden später einen Arzt holen«, sagte ich zu ihm. Hinter mir hörte ich zögernde Schritte. Ich erhob michwieder, drehte mich um und sah in das blasse Gesicht des jungen Studenten, der mich anstarrte, als hätte er soeben ein Weltwunder erlebt.

»Was ist?«
Er schüttelte den Kopf. »Was habt Ihr gemacht?«
»Das seht Ihr doch.«
Er blickte auf die vier Männer. »Das… das habe ich noch nie gesehen. Ich kann es auch jetzt nicht fassen.«
Ich winkte ab. »Nehmt es leicht, Georg. Wichtig ist der Erfolg. Wir müssen in das Verlies.«
»Das können wir ja jetzt.«
»Sicher. Aber wißt Ihr, wo sich die Schlüssel befinden?«
Er hob die Schultern, bevor er zusammen mit mir damit begann, die Bewußtlosen zu durchsuchen.
Ich hatte Glück und fand die Schlüssel bei dem Rothaarigen. An seinem Rücken hatte er sie in den Gürtel gehängt. Es waren fünf.
Ich löste den Ring und ging auf die Tür innerhalb des Gitters zu. Sie hatte ein flaches Eisenschloß.
Georg von Spränge stand neben mir und sah zu, wie ich einen Schlüssel probierte.
Es war der falsche.
Erst der vierte von den fünf Schlüsseln paßte. Als ich ihn bewegte, gab das Schloß ratschende Laute von sich, und die Gittertür quietschte erbärmlich, nachdem sie angestoßen wurde und in den Gang hineinschwang.
Er war dunkel.
»Nehmt eine Fackel!« wies ich Georg an.
»Ihr nicht?« fragte er.
»Nein, eine wird uns reichen.«
Der Student zog sie aus der Halterung, hielt sie hoch und leuchtete uns.
Ich hatte die Schwelle bereits überschritten und wartete einige Meter entfernt auf den jungen Mann.
Der Flammenschein huschte über sein Gesicht und bemalte es mit dem Wechselspiel aus Licht und Schatten, aber es übertünchte nicht die Angst, die den jungen Mann quälte.
»Müssen wir denn den Weg gehen?«
»Wenn Ihr nicht wollt, Georg…«
»Doch, doch«, sagte er schnell. »Ich gehe mit Euch. Ich bleibe an Eurer Seite.«
»Dann kommt.«
Wir gingen nebeneinander her und hatten beide das Gefühl, in die Unheimlichkeit einer feuchten, unterirdischen Welt zu treten, die uns mit tausend Armen umfangen hielt.
Der Gang war eng. Die Mauern bestanden aus Steinen und festgebackenem Lehm. Wenn das Licht und die Schatten über sie hinwegtanzten, sahen sie aus, als würden sie sich bewegen und noch

enger zusammenrücken.

Der Weg senkte sich ein wenig. Dabei führte er in einer sehr weit angesetzten Kurve nach rechts. Mein Nebenmann nahm es nicht zur Kenntnis, ich aber überlegte und stellte eine entsprechende Frage. »Könnten wir nicht bald unter dem Fluß sein, wenn wir weitergehen?«

»Ja, das ist möglich.«

»Ihr wart noch nie in den Verliesen?«

»Nein.«

Die nächsten Sekunden vergingen schweigend. Hinter uns war die Finsternis des Stollens wieder zusammengefallen. Ich empfand die Atmosphäre als bedrückend. Sie hatte überhaupt nichts Helles oder Positives an sich, sie war einfach deprimierend.

Dann sahen wir eine Treppe aus Lehmstufen. Sie waren ziemlich steil, und nach den fünf Stufen wurde der Gang noch enger. Aber es hatte sich etwas verändert.

Wir hörten Stimmen!

Ohne uns abgesprochen zu haben, blieben wir stehen, lauschten, und Georg, der seinen Arm mit der Fackel seitwärts gestreckt hielt, bekam eine Gänsehaut. »Das müssen sie sein…«

»Und sie leben.«

»Dann könnt Ihr sie ja herausholen. Bestimmt werden die anderen Schlüssel zu den Türen der Zellen passen.«

»Das glaube ich auch.«

Ich ging wieder vor. Den Ring mit den Schlüsseln hielt ich in der linken Hand. Bei jedem Schritt klingelte das Metall.

Georg von Spränge leuchtete auch weiterhin. Die Flamme wirkte jetzt noch unruhiger. Wahrscheinlich übertrug sich das Zittern des jungen Studenten auf sie.

Wir erreichten das erste Verlies. Da wir die Stimmen vernommen hatten, war mir klar gewesen, Gittertüren vorzufinden. Die Stäbe waren sehr dick und auch verrottet, aber sie würden dem Ausbruchversuch eines Menschen immer standhalten.

»Leuchtet mal hinein!« wies ich Georg an.

Der brachte seine Hand mit der Fackel dicht an die Gitterstäbe heran, und wir konnten erkennen, wie klein und auch leer das Verlies war.

Ein unbeschreiblicher Geruch wehte uns entgegen. Menschen hatten hier ihre Notdurft verrichtet. Das Stroh in der Ecke faulte. Es bewegte sich plötzlich, als eine dicke Ratte darunter hervorsprang und in eine dunkle Ecke vor dem Fackellicht flüchtete.

»Das ist menschenunwürdig!« flüsterte ich und räusperte mich, weil meine Stimme versagte.

»Aber so sind die Menschen nun mal.«

»Leider.« Ich stieß meinen Begleiter an. Er verstand das Zeichen und ging weiter.

Auch die nächsten beiden Verliese waren leer.
Aber das letzte nicht.
Wir hatten die Gefangenen noch sprechen gehört, sie waren dann verstummt, wahrscheinlich hatten sie unsere Schritte vernommen und auch den Widerschein des Lichts gesehen.
»Gleich sehen wir sie.« Georgs Stimme zitterte. Er hatte sich kaum noch in der Gewalt.
Noch ein kleines Stück Mauer passierten wir, dann standen wir vor der letzten Tür.
Sie war doppelt so breit wie die anderen, und auch das Verlies hatte größere Ausmaße.
Hinter den Stäben lauerte die Dunkelheit, die erst wich, als Georg die Fackel näher an die Tür heranbrachte und der Schein seinen Weg durch die Räume zwischen den Stäben fand.
Er lief zuckend über den Boden, malte Muster und Schattenbilder – und erreichte auch die vier Gefangenen, die sich an die Rückwand der Zelle gedrückt hatten.
Sie boten ein Bild des Jammers.
Aus der tintigen Finsternis wurden ihre bleichen, ausgemergelten Gesichter hervorgerissen. Sie trugen allesamt schwarze Kleidung, die ihre Haut noch blasser aussehen ließ.
Es waren zwei Männer und zwei Frauen. Die weiblichen Personen hockten am Boden. Sie hatten sich zusammengeduckt. Eine umklammerte einen Krug mit Wasser.
Ein widerlicher Gestank wehte uns entgegen. Ich dachte daran, daß diese Menschen Fürchterliches mitgemacht hatten und auf ihre Befreiung warteten.
Neben mir stand der junge Georg. Er atmete laut. »Das… das habe ich nicht vermutet.«
»Kann ich mir vorstellen.«
»Wollt Ihr nicht die Tür öffnen und sie herausholen?« fragte er mich.
»Gleich.«
Ich war etwas mißtrauisch geworden. Den Grund konnte ich selbst nicht genau sagen. Möglicherweise trugen die Gefangenen selbst daran die Schuld. Sie benahmen sich nicht so, wie ich es von ihnen erwartete. Niemand zeigte Freude, nicht einmal ein richtiges Erstaunen. Der Ausdruck auf ihren Gesichtern erinnerte mich eher an eine lauernde Apathie.
Sehr ungewöhnlich zumindest…
»Sie sind sehr schwach!« sagte Georg. »Das sieht man.«
Ich gab ihm recht. Vielleicht bildete ich mir auch nur etwas ein, wenn ich diesen trüben Gedanken nachhing. Aber mein Mißtrauen war nicht völlig verschwunden.
Andererseits – was hatte ich erwartet?

Einer der Männer setzte sich in Bewegung. Zuerst ging ein Ruck durch seine Gestalt, dann schlurfte er geduckt auf uns zu. Sein Gesicht wirkte eingefallen, das Fleisch an den Wangen war nach innen gezogen, er hatte sich in seinen schwarzen Umgang gehüllt und seine Hände so in den Stoff verkrallt, daß sie nicht zu sehen waren.

Was wollte der Mann?

Ich beobachtete sehr genau sein Gesicht. Jetzt, wo er näher gekommen war, sah ich die tiefen Falten, die das rötliche Licht der Flammen ausfüllte.

Seine Lippen waren zwar vorhanden, nur hoben sie sich kaum von der Farbe seines Gesichts ab.

Etwa einen halben Schritt vor dem Zellengitter blieb er stehen.

Erst schaute er mich an, dann meinen Begleiter. Seine kaum erkennbaren Lippen bewegten sich, er stellte eine erste Frage. »Wer seid ihr? Weshalb seid ihr gekommen?«

Mir gefiel dieser Mensch immer weniger. Von mir erhielt er auch keine Antwort, mein Nebenmann sprach. »Wir wollen Euch aus dem Verlies holen, Euch befreien.«

Er lachte nur meckernd. »Das brauchen wir nicht.«

»Doch, ihr müßt!« Georg sprach drängend. »In den folgenden Stunden kommt euer Henker. Er wird Euch töten wollen…«

Der Mann schüttelte den Kopf. Ich blickte an ihm vorbei. Auch die anderen drei standen oder hockten nicht mehr so steif auf dem kalten Boden. Sie waren aufgestanden und schauten zu uns herüber.

Irgend etwas stimmte hier nicht.

»Geht wieder!« hörte ich die dumpf gesprochenen Worte. »Uns braucht niemand zu befreien. Wir sind frei.«

Georg wehrte sich dagegen. »Nein, ihr seid hier gefangen. Ein Gitter versperrt den Weg…«

Der Mann verzog den unteren Teil seines Gesichts zu einem häßlichen Grinsen, bevor er sich wieder umdrehte und uns den Rücken zuwandte. Georg von Spränge verstand die Welt nicht mehr. »Was soll das bedeuten?« fragte er mich. »Versteht Ihr das?«

»Noch nicht.«

»Was meint Ihr damit?«

Ich gab ihm nicht die Antwort, die er erwartet hatte, sondern tat etwas Bestimmtes. Aus meiner Tasche holte ich das Kreuz hervor, und als ich das Metall anfaßte, da spürte ich, wie es sich erwärmte.

Hier lauerte das Böse.

Der Mann hatte sich mittlerweile zu den anderen gesellt. Sie drehten uns den Rücken zu und standen so dicht nebeneinander, daß sie eine Wand aus Leibern bildeten.

»Die haben etwas vor!« hauchte Georg.

Der Ansicht war ich auch, schwieg jedoch und wartete ab. Georg und

ich hielten den Atem an. Irgend etwas lag in der Luft. Das roch nach einer bösen Überraschung.

Mir kam die gesamte Befreiungs-Aktion auf einmal widersinnig vor. Ich hatte etwas falsch gemacht, aber was?

Da drehten sie sich um.

Sie taten es blitzschnell und rissen mit der gleichen schnellen Bewegung ihre lumpige Kleidung vorn auf der Brust auseinander.

Sie trugen schwarze Hemden, und auf jedem leuchtete ein blutrotes B!

B – für Baphomet!

In diesem Augenblick wurde mir klar, daß sie nicht auf unsere Hilfe angewiesen waren.

Sie hatten einen besseren Beschützer – den Abkömmling des Teufels…

ENDE des ersten Teils